

LÜBECKISCHE BLÄTTER

- **Matinee zum 25.
Jahrestag der
Wiedervereinigung** 289
- **Rede: Die Vereinigung
der Deutschen** 290
- **Meldungen** 292
- **Aus der Gemeinnützigen** 293
- **Chronik September** 294
- **Bürgerschaft beschließt
die Schaffung einer
Senatorenstelle** 295
- **Musikschule mit
starkem Schüler-
wachstum** 296
- **Festkonzert zum
Jubiläum der MuK** 298
- **Konzertsaal der MuK
wird saniert** 299
- **Kritiken** 305
- **Einheitsfeier in Schlutup** 312





LÜBECKISCHE BLÄTTER

24. Oktober 2015 · Heft 17 · 180. Jahrgang · Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Matinee zum 25. Jahrestag der Wiedervereinigung

Während in Schlutup mit Trabis und Musik der 25. Jahrestag der Wiedervereinigung gefeiert wurde, standen im voll besetzten Großen Saal der Gemeinnützigen Musik und – vor allem – das Wort im Mittelpunkt, und das auf höchst beeindruckende Weise.

Jan Baruschke, Robert Bejtlich, Hedda Winkler und Karen Heikamp führten mit dem 2. Satz des Kaiserquartetts in die Matinee ein. Niemand denkt dann mehr an „Gott! Erhalte Franz den Kaiser“, dem 1797 mit dieser Hymne gehuldigt wurde. Und daran wurde erinnert: Die erste Strophe des „Deutschlandliedes“ (Deutschland, Deutschland über alles“), in der Hoffmann von Fallersleben sich als Verfechter einer großdeutschen Lösung unter österreichischer Führung zu erkennen gab, ist durch das Dritte Reich diskreditiert und korruptiert. Sie darf nicht mehr gesungen werden. Nicht mehr gesungen werden durfte in der DDR der Text der Nationalhymne von Johannes R. Becher – „Deutschland, einig Vaterland“, das passte nicht in das Selbstverständnis der DDR. Vielleicht hätte sich Deutschland nach der Wiedervereinigung wirklich ein „praktisches“ wie „symbolträchtiges“ Geschenk machen können, mit einer zweiten zu der von uns gesungenen dritten Strophe des Deutschlandliedes: Fallerslebens und Bechers Text zusammengefügt, das hätte dem Wort „Hymne“ wieder seine wirkliche Bedeutung zurückgeben können, steckt doch in diesem Nomen ein Verb

mit der Bedeutung „nähen, binden, zusammenfügen“. Es wäre vielleicht wirklich eine glückliche „Fügung“, „und der

werden können. Wolf Biermann, Antje Vollmer und Martin Walser („Das wäre endlich und zum ersten Mal eine Hymne, bei der man, wenn man singt, keinen Schluckauf bekäme.“) sprachen sich für sie als Hymne eines wiedervereinigten Deutschlands aus. Kein Komparativ, kein Superlativ bei Brecht: „Und weil wir dies Land verbessern / Lieben und beschirmen wir’s / Und das liebste mag’s uns scheinen / So wie andern Völkern ihrs.“ Vielleicht sind wir alle zu nüchtern, abgeklärt, skeptisch geworden, um von Liebe zu sprechen?

Das junge Ensemble „Passion du Saxophone“ (Instrumentalklasse Lilia Russanova und Kompositionsklasse Michael Schäfer der Musikschule der Gemeinnützigen) überraschte die begeisterten Zuhörer mit der Uraufführung einer Komposition von Chiara Paulsen, die Themen des Deutschlandliedes (Haydn), der DDR-Hymne (Hanns Eisler) und „Freude schöner Götterfunken“ (Beethoven) miteinander verband.

Frau Stadtpräsidentin Schopenhauer machte mit ihrem Erscheinen deutlich, dass auch das politische Lübeck die Wiedervereinigung als Grund zum Feiern ansieht. In ihrem Grußwort ging sie auf die Veränderungen für die Menschen in Ostdeutschland ein.

Die Veranstaltung folgte der Matinee zum 25. Jahrestag der Maueröffnung am 9. November 1989 und einem Vortrag von Jens Reiche zur ersten und einzigen Volkskammerwahl am 18. März 1990. Bei beiden Veranstaltungen



Der Schriftsteller Peter Schneider im Gespräch mit Direktor Titus Jochen Heldt am 3. Oktober im Garten der Gemeinnützigen

(Foto: Jutta Kähler)

Zukunft zugewandt“ gewesen. Lothar de Maiziere hatte diesen Vorschlag, den Helmut Kohl empörend fand, ins Gespräch gebracht. Auch Brechts „Kinderhymne“ hätte auf die Melodie Haydns gesungen

standen der ostdeutsche Blickwinkel im Mittelpunkt. Für die einzige deutsche Großstadt auf der westlichen Seite des Zaunes lohnt sich aber auch das Bedenken der Veränderungen, die hier durch die Vereinigung geschehen sind. Diese wahrzunehmen, sich an ihnen zu erfreuen und die Einheit auch in Westdeutschland

zu feiern, war Ziel der Veranstaltung am 3. Oktober 2015.

Im Mittelpunkt stand die bemerkenswerte, sicher über den Festtag hinaus wirkende Rede des Schriftstellers Peter Schneider. Wir sind Ihm sehr dankbar, dass er uns seine Rede zum Abdruck in den „Lübeckischen Blättern“ überlassen hat.

Der lang anhaltende Beifall und die Tatsache, dass viele Gäste anschließend noch zu Gesprächen und Diskussionen blieben, sprechen für den unstrittigen Erfolg dieser Veranstaltung.

*Konzeption und Moderation:
Jutta Kähler und Claus-Peter Lorenzen*

Rede zur Feier der Deutschen Einheit am 3. Oktober 2015 im Großen Saal der Gemeinnützigen Die Vereinigung der Deutschen und der Schmetterling in Tokio

Peter Schneider

Als ich die Einladung für diesen Vortrag erhielt, habe ich mich gefreut. Es war weniger die Genugtuung darüber, dass man mir nach einigen Büchern und vielen Artikeln zu diesem Thema etwas zutraut. Ich freute mich darüber, dass es meine Geburtsstadt war, die mich für diesen Tag zum Sprechen bestellte.

Ich bin im südlichsten Teil Deutschlands aufgewachsen – als Volksschüler in Grainau bei Garmisch-Partenkirchen, als Gymnasiast dann in Freiburg im Breisgau. Weiter weg von Lübeck kann man in Deutschland – sowohl im geographischen wie im mentalen Sinn – kaum leben. Aber ich lernte früh, dass ich, der ich allenfalls die ersten eineinhalb Jahre meines Lebens in Lübeck verbracht habe, ein Lübecker bin – oder dass ich zumindest kein Bayer war. Das haben mir meine bayrischen Mitschüler bereits in der ersten Klasse eingebleut. Die meisten Flüchtlingskinder in Bayern haben ihre norddeutsche, schlesische, oder ostpreußische Identität damals im Handgemein mit ihren bayrischen Mitschülern entdeckt. Längst bevor ich den Namen meiner Geburtsstadt in meinen Pass und in Hunderte von Formularen eintrug, war ich durch die Prügel in Bayern mit Lübeck zuverlässig verbunden.

Was hat es nun auf sich mit einer Identität, die sich nicht auf erinnerbare Erfahrungen stützen kann? Als Lübecker bin ich ein Freund der Aufklärung und muss Ihnen dennoch den folgenden Befund zumuten: Die im Pass verzeichnete Geburtsstadt entwickelt im Lauf eines Lebens eine irrationale Bindungskraft, sie wird zu einem geradezu mythischen Ort. Tatsächlich habe ich das Schicksal dieser Stadt in ihren guten wie schlimmen Zeiten mit großer Beteiligung verfolgt. Was immer hier geschah, schien mich in besonderer Weise anzugehen. Für mich, das norddeutsche Kind, das in Bayern gelandet war, war es ein geradezu patriotischer

Akt, Heinrich und Thomas Mann zu lesen – zunächst mehr Heinrich als Thomas übrigens – und eine Sucht nach einem nicht gerade gesunden Produkt zu entwickeln, das Lübecker Marzipan heißt. Flüchtlinge konstruieren sich eine Heimat, auch wenn sie keinerlei Erinnerung daran haben. Und wahrscheinlich ist dies der Regelfall für die Millionen von Flüchtlingskindern von heute, die durch die Kriege im Nahen Osten zu uns verschlagen werden. Der Geburtsort, wie fern und abstrakt auch immer, wird zu einem Teil der eigenen Identität. Ich bin übrigens alt genug, um mich noch an die Flucht meiner Familie von Königsberg nach Oberbayern erinnern zu können. Deswegen weiß ich, dass



die Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten im Nahen Osten ebenso Schlimmes oder noch Schlimmeres ausstehen haben und hatten als die Flüchtlinge vor 70 Jahren. Und ich weiß auch, dass die wichtigsten Bezugspersonen in diesen Überlebensdramen die Mütter sind.

Aber wir sind heute hier zusammengekommen, um zu feiern und ich finde, wir haben gute Gründe dafür – die besten Gründe eigentlich, die die Geschichte den Deutschen je offeriert hat. Dass eine Mauer, die nicht nur eine Stadt, sondern einen Kontinent und die Welt geteilt hat, sich plötzlich öffnete, war schon etwas Gewaltiges. „Wahnsinn“ war damals das Wort der Stunde in Berlin, als wäre nicht der gerade beendete Zustand der Teilung ein Wahnsinn gewesen. Dass in der Folge dieses Ereignisses eine kommunistische Diktatur abtrat, die nicht nur die DDR, sondern Mittel- und Osteuropa seit Jahrzehnten in ihrem Klammergriff hielt, war mehr als Wahnsinn – es war ein epochaler, ein seismischer Vorgang.

Die Öffnung der Mauer am 9. November 1989 wurde von den meisten – keineswegs von allen – Deutschen als ein Glückstag empfunden, die Vereinigung am 3. Oktober 1990 dann eher als ein Arbeitssieg. Völker feiern verständlicherweise lieber ihre eigenen Taten als die Arbeit von Politikern und Verfassungsrechtlern. Dennoch hätte das Erste ohne das Zweite keinen Bestand. Der Vereinigungsvertrag war die heikle, endlich erreichte Form, in die die im November-Beben frei gewordenen Kräfte eingebunden wurden.

Zum Glück ist es keinem der damaligen Entscheidungsträger gelungen, glaubwürdig zu behaupten, er habe die Ereignisse vorausgesehen oder sie gar gelenkt. Alle, die sich mit diesem Titel schmücken wollten, haben ihn vor dem Gerichtsstand der Recherche nicht verteidigen können. Auch nicht der hochverdiente Egon Bahr mit seiner listigen Formel: „Wir haben die DDR destabilisiert, indem wir sie stabilisiert haben.“ Kein Zweifel, dass Willy Brandts und Egon Bahrs Entspannungspolitik und der Helsinkiprozess entscheidend zur Öffnung des Ost-Blocks beigetragen haben. Aber Bahrs Formel unterschlägt, dass die SPD im Namen der

Entspannungspolitik jeden Kontakt zu den Dissidenten und zur DDR-Opposition vermied, also ausgerechnet zu den Leuten, die die Proteste im Oktober und November 1989 initiiert und angeführt haben.

Man könnte eine Bücherwand vollschreiben über die Folge von Irrtümern und Missverständnissen, die zur Öffnung der Mauer führten. Man denke nur an Günter Schabowskis berühmten Zettel und seine Stotterei bei der Verkündung einer Weltsensation – nämlich der Reisefreiheit, die eigentlich erst einen Tag später gelten sollte. „Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich!“

In der Aufregung entging den meisten Beobachtern der grimmige Witz dieser Entscheidung: Die SED-Gewaltigen öffneten die Mauer aus demselben Grund, aus dem sie sie vor 28 Jahren gebaut hatten: um die Bürger im Land zu halten! Wie wir wissen, ist das in beiden Fällen schiefgegangen.

Es war, als habe die Geschichte plötzlich Reißaus von den Politikern und den Zwängen der Parteien und Institutionen genommen und in wenigen Wochen das Werk von Jahrzehnten vollbracht. Am ehesten können wohl die großen Spieler bei den Zwei- plus Vier-Verhandlungen das Verdienst für sich reklamieren, das wilde Tier eine Zeit lang geritten und gezähmt zu haben: Michail Gorbatschow, Eduard Schewardnadse, George H. Bush, James Baker, Helmut Kohl und Hans Dietrich Genscher. – Dass die wichtigsten europäischen Regierungschefs – allen voran Margret Thatcher, dicht gefolgt von Francois Mitterand und Giulio Andreotti – strikt gegen eine Wiedervereinigung waren, soll hier nur der historischen Gerechtigkeit zuliebe erwähnt werden. Die Völker dieser Länder urteilten übrigens ganz anders. Sie alle – einschließlich der Polen – äußerten sich damals mit Mehrheit positiv zur Frage einer Wiedervereinigung.

Aber wusste zum Beispiel G. H. Bush, der tagelang kein Wort zum Mauerfall sagte, bevor er Gorbatschow und Schewardnadse die deutsche Einheit vorschlug, was er den beiden zumutete? Sah Michael Gorbatschow voraus, dass seinem Versprechen, in Ost-Berlin keine Panzer einzusetzen, der Zerfall des Ostblocks und der Sowjetunion folgen würde? Noch heute fragen sich Historiker, warum er sich nicht von den westlichen Alliierten eine einfache schriftliche Zusicherung geben ließ: Die NATO darf keinen Meter nach Osten vorrücken! Am ehesten kann wohl Helmut Kohl das Verdienst für sich reklamieren, die Chance

der Stunde erkannt und zielsicher auf die Vereinigung hingearbeitet zu haben. Sein politischer Kontrahent Oskar Lafontaine war bekanntlich gegen die Vereinigung, weil er ihre Kosten voraussah, die er übrigens noch viel zu niedrig schätzte. Aber woher rührte die unbeirrte Entschlossenheit Helmut Kohls und seines Außenministers? Hat Helmut Kohl schlicht und einfach gelogen, als er behauptete, man könne die Vereinigung aus der Portokasse bezahlen und werde bereits in zwei Jahren „blühende Landschaften“ sehen? Vielleicht hat er an diese groteske Vor-



aussage wirklich geglaubt. (Ich erinnere mich an einen amerikanischen Professor, einen sogenannten Deutschland-Experten mit „besten Beziehungen“ nach Ostberlin, der 1989 mit einem Vortrag durch die amerikanischen Universitäten zog, dessen Titel war: „Why is the GDR economically so successful?“) Nicht nur der westdeutsche, sondern sogar der amerikanische Geheimdienst glaubte damals die dreiste Lüge von Stasi-Chef Marcus Wolf, die DDR sei die zehntgrößte Wirtschaftsmacht der Welt. Inzwischen wissen wir, dass sie allenfalls die Wirtschaftskraft des Saarlandes hatte und bereits seit Anfang der 80er-Jahre bankrott war.

Ob Kohls Versprechen von den blühenden Landschaften nun eine bewusste Lüge oder ein Irrtum war, es war ein höchst nützliches falsches Versprechen. Hätten die Westdeutschen der Einheit zugestimmt, wenn sie auch nur einen Teil der wahren Kosten gekannt hätten? Ich möchte nur daran erinnern, dass es in Westdeutschland und Westberlin keine einzige große Demonstration für die Einheit gegeben hat; wohl aber gab es die Montags-Demonstrationen in Leipzig, die immer ungemütlichere Slogans produzierten. Nachdem aus dem Ruf „Wir sind das Volk“ die Steigerungsform „Wir sind ein Volk“ geworden war – was zu einem schlagartigen Sympathiesturz der Linken in beiden deutschen Staaten führte – hieß es plötzlich: „Kommt die D-Mark nicht zu uns, gehen wir zu ihr!“ Hätte Helmut Kohl nicht am 7. Februar 1990 praktisch im Alleingang die Währungsunion verkündet, er hätte die Wahlen im März und Dezember 1990 wohl kaum gewonnen. Es gab in jenen Tagen keinen Politiker, der gesagt hätte: Die Wiedervereinigung wird unendlich viel kosten, und sie ist wert, was sie kostet.

Wozu diese Erinnerung an die Stolperstrecke, die zur deutschen Einheit führte? Wenn große Ereignisse einmal in die Geschichtsbücher gefunden haben und gefeiert werden, entsteht der Eindruck, alles habe genau so kommen müssen, wie es eben gekommen ist. Der Eindruck ist, wie ich gezeigt zu haben hoffe, falsch. Schon vor dem 9. November hätte eine Kleinigkeit genügt, um den Dingen eine andere Wendung zu geben. Man stelle sich nur vor, ein Eiferer hätte in den wirklich gefährlichen Tagen in Leipzig – am 7. und 8. Oktober 1989 –, als keineswegs klar war, ob die DDR-Führung nicht doch zu einer Tianamen-Lösung greifen würde, einen einzigen Molotowcocktail auf einen Vopo geworfen. Oder ein Vopo hätte aus Nervosität oder weil er sich angegriffen fühlte, einen einzigen Schuss abgegeben

Fortsetzung auf Seite 301

Jetzt beraten wir Sie auch in Lübeck



BERATEN · GESTALTEN · HANDELN

KLINDWORT & PARTNER

vereidigter Buchprüfer - Steuerberater

Adolfstr. 5a, 23568 Lübeck · Ringstr. 17, 23611 Bad Schwartau
Tel. 0451/300 991 - 0 · www.klindwort.com

Geschichtsverein

Do, 12. November, 18 Uhr, Oberschule zum Dom, (Domkirchhof 1-3) Eintritt frei
Asmus Jessens „Blaue Pyramide“



Hauke Wegner, Studienrat OzD

Das wechselvolle Schicksal des Denkmals für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Schüler und Lehrer der Oberschule zum Dom

Musikerkennen

Mi, 28. Oktober, 18 Uhr, Holstentorhalle, Hörsaal, Eintritt frei

Was kommt nach der Hochschule? – Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Karrieregestaltung

Irene Schwalb, Deutscher Musikrat, Bonn
 Vortrag der Förderergesellschaft

Sa, 31. Oktober, 19 Uhr, Logenhaus, St. Annenstr. 2 Eintritt frei – Spenden erbeten
Jung – Klassisch – Klavier
 Russische Klaviermusik für 2 x 2 Hände

Verein für Familienforschung

Do., 19. November, 18:30 Uhr, Mühltorturm, Eintritt: frei
Die Reformationszeit aus der Sicht eines Familienforschers



Vortrag Frank Bolzmann, Reinfeld

Auferstehungskirche

Do, 5. November, 17 Uhr, Marliring 1, Der Eintritt ist frei – Spenden erbeten
Vom Leben und Überleben. Worte und Klänge

Eine Abendveranstaltung mit dem Lübecker Autor Jürgen Schwalm und dem Instrumentalkreis der Auferstehungsgemeinde unter der Leitung von Peter Rehberg

Essigfabrik

Fr, 6. November, 20 Uhr, Kanalstr. 26-28
9. Sinfonie/ Electro-Iconic Bridge



Klangrauschen: 1. Deutsches Stromorchester

Eintritt: 15 Euro, ermäßigt 6 Euro

Geographen und Völkerkundler

Mo, 2. November, 18 Uhr, Ratskeller Lübeck Eintritt: frei – Spende erbeten

Weltenbummler-Stammtisch

Lockere Gespräche unter Weltenbummlern und denen, die es werden wollen.
Thema heute: Ostkanada – Von Montréal nach Halifax. Mit Jost Meyen

Deutsch-Italienische Gesellschaft (DIG)

Fr, 6. November, 18 Uhr, Volkshochschule, Falkenplatz 10



Angelika Kauffmann – Die malende Muse auf dem Monte Pincio

Dr. Angelika Dierichs, Bonn

Keine Malerin des 18. Jahrhunderts erreichte vergleichbare internationale Anerkennung. Der Vortrag zeichnet die Karriere der jungen Frau in London nach, widmet sich der Schaffenszeit in Rom und fokussiert ihren Stellenwert in der europäischen Kulturgeschichte mit ihren Spannungsfeldern aus Klassizismus und Rokoko.

Eintritt 5 Euro; 3 Euro für Mitglieder

Deutsch-Iberoamerikanische Gesellschaft

So, 1. November 15 Uhr, Haus der Kulturen, Parade 12



Literatulia: Isabel Allende, „Das Geisterhaus“

Leitung: Delia Roggon

Isabel Allende entführt uns in eine fabelhafte Welt der Familie des chilenischen Patriarchen Esteban Trueba, mitten in politisch, sozial und wirtschaftlichen Zeiten des Umbruchs, bis zum Chaos der Regierungsübernahme durch den Diktator Augusto Pinochet.

Eintritt: 5 Euro, Mitglieder: 2,50 Euro

Lübecker Rudergesellschaft

Di, 24. November, 15:00 Uhr, LRG, Huxtertorallee 4

„Das evangelische Pfarrhaus“ von Cord Aschenbrenner

Autorenlesung

Anhand einer über 9 Generationen wählenden Familienchronik entwirft der Autor ein Bild von der geistigen und kultu-

rellen Bedeutung des deutschen ev.- luth. Pfarrhauses im Baltikum.

Cord Aschenbrenner ist Journalist, Autor, Dozent, schreibt für die NZZ, Die Süddeutsche und andere Zeitungen. Er lebt in Hamburg.

Anmeldung erwünscht bei Gisela Gaedeker, Tel. 0451-35050

Kolosseum

31. Oktober, 12 :30 Uhr, Kronsforder Allee 25, Foyer

Moments Musicaux - Musikerporträts
Finissage



Die Malerin Mayoni Behrens lädt ein zu einem letzten Rundgang zu den Bildern mit all den kleinen Geschichten zu den Musikerportraits

Natur und Heimat

Do, 29. Oktober, Treffen: 14.00 Uhr
 Tremser Teich, Linie 10 (ZOB 13.37 Uhr)



Am Landgraben entlang bis Stockelsdorf

Wanderung mit der AWO

Kontakt: Hilde Veltman, Tel. 604700

Sa, 31. Oktober, Treffen: 08.45 Uhr Bahnhofshalle, Zug 09.08 Uhr



Wege in und um Reinfeld

Tageswanderung, ca. 15 km, Einkehr, Gruppenfahrtschein

Kontakt: Christa Neubeck,

Tel. 495741

Sa, 07. November, Treffen: 08.45 Uhr Bahnhofshalle, Zug 09.06 Uhr



An alten und neuen Kanälen (Kiel NOK)

Tageswanderung, ca. 15 km, Rucksackverpflegung, Gruppenfahrtschein

Kontakt: Hilde Veltman, Tel. 604700

Sie finden uns auch im Internet:

www.luebeckische-blaetter.info

www.unser-luebeck.de



Dienstagsvorträge

Di, 27. Oktober, 19.30 Uhr, Königstraße 5, Großer Saal, Eintritt frei
Vom Elternhaus zur Menschheit

Dr. Birte Lipinski, Lübeck

Einblicke in die Entstehung der neuen Dauerausstellung für das erweiterte Buddenbrookhaus

Gemeinsam mit dem Buddenbrookhaus

Di, 3. November, 19.30 Uhr, Königstraße 5, Großer Saal, Eintritt frei
Nordlandreisen

Dr. Doris Tillmann, Direktorin des Kieler Stadt- und Schifffahrtsmuseum

Gemeinsam mit den Nordischen Filmtagen und der Lübecker Musikschule der Gemeinnützigen

Di, 10. November, 19.30 Uhr, Königst. 5, Großer Saal, Eintritt frei
Die UN Behindertenkonvention und die Bedeutung für das Betreuungsrecht

Peter Winterstein, 1. Vorsitzender d. Betreuungsgerichtstages e. V., Schwerin

Gemeinsam mit dem Verein für Betreuung und Selbstbestimmung in Lübeck e. V. in Kooperation mit der Betreuungsbehörde der Hansestadt Lübeck

Musikschule der Gemeinnützigen

So, 25. Oktober, 17 Uhr, Im Rosengarten, Saal, Eintritt frei
13. Lübecker Singstund der Gesangsklasse Dieter Müller

So, 8. November, 17 Uhr, Im Rosengarten, Saal

Dozentenkonzert

Klavierdozenten der Lübecker Musikschule zeigen ihr Können... sowohl solistisch als auch kammermusikalisch

Eine Veranstaltung der Fachgruppe Klavier - Koordination: Lutz Bidlingmaier

Literarischer Salon

Terminänderung

Der ursprünglich für den 11. November geplante Literarische Salon der Bücherei wird um eine Woche auf Mittwoch, den 18. November, 19 Uhr 30, verschoben.

Beratungsversammlung

Mi, 11. November 2015, 19:00 Uhr, Königstraße 5, Gesellschaftshaus, Großer Saal

Beratungsversammlung/Mitgliederversammlung

Wir freuen uns über die Teilnahme zahlreicher Mitglieder.

Kolosseum

So, 1. November, 17 Uhr, Kronsfordter Allee 25

Live Music Now – klassisch und modern

LMN-Stipendiaten stellen sich vor

Drei Duos (Schlagzeug, Cello, Klavier, Violine und zwei Trios (Gesang und Klavier) sowie das bei Lübecker Musikkennern bekannte Trio Catch stellen sich vor. LMN-Stipendiaten präsentie-

ren ihr Können und ziehen dabei einen großen, ansprechenden und spannenden Bogen von der Klassik zur Moderne.

Eine bunte Instrumentenpalette, von der Violine bis zum Schlagzeug, werden die Zuhörer erfreuen.

Senioren-Treff am Sonntagnachmittag

So, 8. November, 15.30 Uhr, Königstraße 5, Großer Saal

Aus alter Zeit

Das Kammerorchester „Baltic Strings“ unter der Leitung von Birte Brunhoeber präsentiert beliebte Werke für Streicher, darunter die „Serenade“ von Edward Elgar und das „Impromptu“ von Jean Sibelius.

Preis für Programm, Kaffee, Tee und Kuchen: 5 Euro (Vorverkauf) und 6 Euro (Nachmittagskasse).

Restkarten im Büro der Gemeinnützigen, Telefon: 75454

mittwochsBILDUNG

Mi, 4. November, 19.30 Uhr, Königstraße 5, Großer Saal, Eintritt frei
Inklusive Bildung in einer leistungsorientierten Gesellschaft und Schule – Von der Utopie zur Wirklichkeit.

Kerstin Merz-Atalik, Erziehungswissenschaftlerin, Ludwigsburg.

Wie muss man sich die Umkehr von einem selektiv orientierten zu einem inklusiv orientierten Bildungssystem vorstellen? Lassen sich die sogenannte „Elite“-Förderung oder Bestenauslesen, die aus Sicht vieler für die Sicherung des Wirtschaftsstandorts Deutschland erforderlich sind, mit inklusiven Systemen vereinbaren? Kommen in inklusiven Schulen und Bildungseinrichtungen nicht die sogenannten „Hoch“-Begabten zu kurz?

Litterarisches Gespräch

Do, 29. Oktober, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Bildersaal, Eintritt frei
Emanuel Geibels Aufstieg zum „glücklichen Sängerherold des neuen Reiches“ – Zwischen Poesie, Prophetie und Panegyrik

Christian Volkmann, Flensburg

Emanuel Geibel hat, wie viele zeitgenössische Dichter auch, seiner nationalen Begeisterung in Gedichten geschliffenen Ausdruck verliehen und war dennoch der einzige, dem dafür in weiten Kreisen der Rang eines Nationaldichters zuerkannt wurde. Die nationale Lyrik des als „Reichsherold“ oder „glücklicher Sänger des neuen Reiches“ verehrten Geibel beschreibt zwar nur eine Facette seines literarischen Schaffens, als deren problematischster Teil prägt sie seine Rezeption jedoch bis heute. Der Vortrag findet im Rahmen einer Veranstaltungsreihe zum Geibel-Jahr 2015 unter der Schirmherrschaft des Buddenbrookhauses und der Gemeinnützigen statt.



Lübecker Chronik September

1. Für die MuK müssen Millionen für Sanierungsarbeiten und die Beseitigung von Bauschäden aufgewendet werden. Ende des Monats wird festgestellt, dass die Decke im Saal herabstürzen könnte, Bürgermeister Saxe spricht von „Pfusch am Bau“. Die Halle wurde gesperrt.

2. Als Ausgleich für die Schäden auf der Holstentorwiese zahlt der Circus Roncalli 22.000 Euro an die Stadt. ... Das Hansemuseum begrüßt den fünfzigtausendsten Besucher.

5. Die stadteigene Wohnungsbaugesellschaft Trave will das Gebäude des Standesamtes an der Ratzeburger Allee verkaufen. Wohin das Amt umzieht, ist noch nicht geklärt. ... Seinen 70. Geburtstag feierte der frühere Sozialsenator Volker Kaske, vor allem mit CDU-Parteifreunden.

7. Der Abbruch der Posschlbrücke wird zurückgestellt, da weitere Untersuchungen erforderlich sind. Sie kann zeitweilig wieder beidseitig befahren werden.

8. Auf dem Lübecker Hauptbahnhof werden 230 Flüchtlinge festgehalten, die weiter nach Skandinavien wollen. Später dürfen sie weiterreisen, werden jedoch von den dänischen Behörden festgehalten, danach können sie ihr eigentliches Ziel Schweden erreichen. Durchreisende Flüchtlinge werden auf der „Walli“ versorgt, die Bürger spenden Fahrtickets, Schweden nimmt die Flüchtlinge, vor allem aus Syrien und Afghanistan, auf. Ähnliche Aktionen laufen in Kiel und Rostock. ... Das Wasser- und Schifffahrtsamt in Lübeck soll erhalten werden.

9. Buchrepräsentation in der Gemeinnützigkeit – Thomas Mann im Briefwechsel mit dem Rechtsanwalt und Lyriker Maximilian Brantl (s. *Lübeckische Blätter*, Heft 16, Seite 286). Es handelt sich um ein Forschungs- und Publikationsprojekt, gefördert durch die Gemeinnützige Sparkassenstiftung mit 9.600 Euro und dem Förderverein Buddenbrookhaus mit 5.000 Euro.

10. Auf dem Volksfestplatz werden Container als weitere Flüchtlingsunterkunft aufgestellt. ... Am Langen Lohberg vernichtet ein Großfeuer ein Wohnhaus.

12. Niendorf feiert seinen 750-jährigen Geburtstag. ... Mit einem Festkonzert im Foyer der MUK feiert der Musik-

zweig des Johanneums sein 40-jähriges Jubiläum.

13. Der Tag des offenen Denkmals zeigt vor allem technische Denkmale, wie z. B. die Hubbrücke, das frühere DWM-Gelände in Schlutup und diverse Gebäude, es nehmen mehr als 12.000 Interessierte an den Führungen teil. ... Mit einem Gottesdienst in St. Marien wird die künstlerische Leiterin der Nordischen Filmtage, Linde Fröhlich, geehrt, sie wurde Ehrenmitglied



der Internationalen kirchlichen Filmorganisation Interfilm. Die Predigt hielt Pastorin Dr. Julia Helmke, Hannover–Berlin. ... Im Alter von 82 Jahren verstirbt Lieselotte Herold, etliche Jahre Mitarbeiterin des Vereins Lübecker Presse und langjährige Vorsitzende des Fördervereins des Lübecker Hauses für Spiel- und Beschäftigungstherapie.

14. Die Autobahnauffahrt Lübeck-Zentrum ist wieder für den Verkehr freigegeben. Dafür wird die Abfahrt Moisling gesperrt. ... Trotz eines Appells vieler Wirtschaftsverbände für den Ausbau des Elbe-Lübeck-Kanals wird diese Maßnahme nicht in den Verkehrswegeplan des Bundes aufgenommen werden. ... Oberstudienrat Klaus-Axel Bruns von der Emil-Posschl-Schule stirbt.

15. Die Stadtwerke wollen den Gasometer an der Geniner Straße abreißen, er wird unter Denkmalschutz gestellt.

16. Der Schlutuper Wochenmarkt feiert sein 10-jähriges Bestehen.

18. Die neue Straßenbrücke zwischen Reecke und Hamberge wird freigegeben.

19. Ein zwischen CDU und SPD ausgehandeltes Kooperationsabkommen scheitert an Änderungswünschen der CDU, es hätte für stabile Mehrheiten für die anstehenden Bürgerschaftsbeschlüsse gesorgt.

Beide Parteien setzen jetzt auf wechselnde Mehrheiten.

23. 200 Gäste feiern im Maritim in Travemünde das 100-jährige Jubiläum des Kiwanis-Clubs. Der deutsche Kiwanis-Governor übergab sein Amt an Christina Jacob. Es wurde ein Scheck von 10.000 Euro an die Elli- und Wolfgang- Bruhn-Stiftung in Bad Schwartau übergeben. ... Im Alter von 74 Jahren verstirbt der Arzt Ernst Sickermann.

24. Gegen den ehemaligen Leiter Finanz- und Rechnungswesen des Zentrums für Integrative Psychiatrie (ZIP) an der UKSH wird wegen des Verdachts der Untreue ermittelt, der Schaden soll rund 1 Mio. Euro betragen. Gegen die Klinik insgesamt wird von der Kassenärztlichen Vereinigung der Vorwurf des Abrechnungsbetruges erhoben. ... Die Bürgerschaft beschließt mit den Stimmen der CDU, Grünen, FDP, BfL und Piraten, dass die Stelle eines eigenständigen Finanzsenators geschaffen werden soll. Bürgermeister Saxe lehnt die Schaffung der Stelle ab. ... Weiter gibt die Bürgerschaft 1,465 Mio. Euro für die Sanierung von Schul- und Verwaltungsgebäuden frei.

25. Das Europäische Hansemuseum trennt sich von der Gründungsdirektorin Dr. Lisa Kosak. Neue Direktorin wird Dr. Felicia Sternfeld, bisher Direktorin des Theaterfigurenmuseums. ... Die beiden Männer, die den Verleger Jörg Wittfoth erschlagen und tot getreten haben, werden durch das Landgericht zur lebenslangen Haft verurteilt.

26. Die Landessynode der Nordkirche beschließt ein Positionspapier zur Flüchtlingsfrage, sie fordert für alle Asylbewerber ein faires Asylverfahren und eine sorgfältige Einzelfallprüfung. ... Die Kaufmannschaft kündigt ihren Geschäftsführer Nicolaus Lange fristlos, er hatte die Position seit dem 01. Januar 1997 inne und war auch zeitweilig Mitglied des Ausschusses der Lübeckischen Blätter. ... Die Silberschmiede Margarete Oehlschlaeger feiert ihr 60-jähriges Jubiläum. ... Im Alter von 84 Jahren stirbt Studiendirektor Dr. Gustav Fölsch, langjähriger Studienleiter für Pädagogik und Lehrer am Burckhardt Gymnasium.

27. Die Handwerkskammern überreichen in einer Feier in der MUK mit mehr als 1.400 Gästen 500 Meisterbriefe.

28. Der Unternehmer Max Schön (54) übernimmt zum Jahresbeginn



Copyright: Rat für Nachhaltige Entwicklung

2016 den Vorsitz der Possehl-Stiftung, altersbedingt scheidet Renate Menken zum Jahresende aus. ••• Der Präsident des Amtsgerichtes Dirk Stojan wird von Justizministerin Anke Spooren-donk in den Ruhestand verabschiedet. Die Wahl des Nachfolgers scheiterte bisher zwei Mal im Richterwahlaus-schuss. ••• Ministerpräsident Tors-ten Albig überreichte der ehemaligen Bundestagsabgeordneten (CDU) Anke Eymmer für ihre Verdienste für die Deutsch-Israelische Freundschaft den Bundesverdienstorden.

29. Die Bebauung des Gründungsvier-tels beginnt. ••• Fregattenkapitän Matthias

Schmitt (40) übernimmt das Kommando auf der Fregatte Lübeck. ••• Die Possehl-Stiftung spendet für eine Spiellandschaft der Schule Tremser Teich 50.000 Euro.

30. Der Flughafen Blankensee meldet erneut Insolvenz an. ••• Auf dem Gelände der Medizinischen Universität findet die Grundsteinlegung für einen Neubau statt, Gesamtinvestitionen für Lübeck und Kiel in den nächsten 30 Jahren 1,7 Mrd. Euro. ••• Ende September waren in Lübeck 10.686 Arbeitslose gemeldet, 3,5 Prozent weniger als im Vormonat. ••• Beim Job-center waren 8.693 Arbeitnehmer arbeitslos gemeldet, 1,5 Prozent weniger als im Vormonat.

Hans-Jürgen Wolter

Ein Pyrrhus-Sieg der Bürgerschaft?

Die Stadtverordneten beschließen die Schaffung einer Finanzsenatorenstelle

Thomas-Markus Leber

Die 17. Sitzung der Bürgerschaft war geprägt von großen Worten, großen Gesten, von Leidenschaft und von Entscheidungen mit einiger Tragweite.

Gleich zu Beginn der Debatte sorgte ein Antrag der Grünen für leidenschaftliche Rededuelle. Die Grünen forderten den Bürgermeister auf die Verantwortung für den Bereich Finanzen abzugeben und die Stelle eines Finanzsenators / einer Finanzsenatorin zu schaffen. „Wir sind der Meinung, dass der Bürgermeister seine Aufgaben nicht richtig gemacht hat“, sagte der Grüne Carl Howe. „Deshalb wollen wir, dass er diese Sache abgibt“. Die Antragsteller begründeten ihren Antrag mit Versäumnissen, fehlendem Sparwillen und fehlender Konsequenz in der Umsetzung. „Lübeck brauche jemanden, der sich mit Nachdruck um die Finanzen kümmert“ folgerte Thorsten Fürter.

Bruno Böhm wollte diesen Argumenten nicht folgen und wertete den Antrag als „unverantwortliche Geldverschwendung“. „Sie schaffen den teuersten Arbeitslosen der Stadt“ argumentierte er. Ähnlich sah es Jan Lindenau. „Sie zeigen, es geht wieder nur ums Pöstchen“. „Sie wollen konsolidieren und gleichzeitig einen neuen Senator für 200.000 Euro“? Das passt nicht.

Der Amtsinhaber selbst reagierte gelassen auf die Vorwürfe und gratulierte zu einer „gelungenen Inszenierung“. Die Vorwürfe waren ihm hinlänglich bekannt. Saxe ließ durchblicken, dass er keine Konsequenzen ziehen wolle und dies

auch nicht müsse. Schließlich, und dabei berief er sich auf die Gemeindeordnung, schreibe ihm diese das alleinige Organisationsrecht zu. Seine Aufgabe sei es die Verwaltung in Sachgebiete zu gliedern. Nur er könne entsprechende Vorschläge zur Änderung der Verwaltungsgliederung und/oder der Sachgebietszuweisung machen. Handlungsbedarf hierzu sah er indes nicht. Etwaige Beschlüsse der Bürgerschaft würde er nicht umsetzen, kündigte er an. „Die Bürgerschaft kann mich nicht zwingen, einen Organisationsplan zu schaffen, den ich für falsch halte.“

Deutliche Worte sendete Saxe in Richtung der Grünen. Sie würden versuchen den Eindruck zu erwecken als würden sie konsolidieren und sanieren wollen. Hieran habe er erhebliche Zweifel. Im laufenden Konsolidierungspro-

gramm hätten die Grünen die Mehrzahl der Vorschläge abgelehnt und kaum eigene Vorschläge eingebracht. Stattdessen hätten sie Anträge eingebracht „die nichts als Geld kosten“. Das sahen die Grünen anders. Sie verwiesen auf die vielen in der



Ingrid M. Schmuck

Laufte Medizin für schöne Zähne

DR. WECKWERTH & PARTNER

Mo. - Fr. 7:00 bis 20:00 · Sa. 7:00 bis 13:00
ganzjährig geöffnet

St. Hubertus 4 · 23627 Groß Grönu
Tel. 04509 / 1558 · www.dr-weckwerth.de

Kooperation mit der SPD gemeinsam umgesetzten Maßnahmen.

Der Antrag der Grünen wurde mit großer Mehrheit angenommen. Die SPD war dagegen, die Linken enthielten sich. Der Erfolg kommt aber eher einem Pyrrhus-Sieg gleich. Der Bürgermeister hatte bereits im Vorfeld angekündigt den Beschluss zu ignorieren.

Bei einem weiteren Redebeitrag zeigte sich der Bürgermeister erfreut über den „Wettstreit der Fraktionen“ um die beste Lösung zur Haushaltskonsolidierung. Die Themen „Sozialer Wohnungsbau“ und „Flüchtlinge“ würden neben vielen Maßnahmen auch Investitionen erforderlich machen. Er gehe von einem zusätzlichen Bedarf von 5.000 Wohneinheiten aus, sagte er. Saxe appellierte an die Bürgerschaft an entsprechenden Lösungen mitzuwirken. Vielleicht müsse man wie in anderen Städten auch mal in ein Landschaftsschutzgebiet gehen. „Ich bin überzeugt, dass die Grünen im Interesse der Haushaltskonsolidierung und im Hinblick auf die Flüchtlinge dabei gerne mitmachen“. Und noch einen Vorschlag machte der Bürgermeister: „Lassen sie uns die Sanierung der Grundschule Steinrade stoppen. Die kostet 10.000 Euro pro Quadratmeter“. Die Auflagen des Denkmalschutzes würden das Projekt

noch einmal verteuern. Das sei finanziell nicht zu verantworten.

Unterkünfte für Flüchtlingen

Ein weiteres Schwerpunktthema war die Unterbringung von Flüchtlingen. Mehrere Anträge zur Thematik lagen vor. Inhaltlich wurden umfangreiche Informationen zur Flüchtlingssituation, zur Immobiliensituation, zu Leerständen und zum weiteren Vorgehen eingefordert.

Sozialsenator Schindler bat in einer leidenschaftlichen Rede um Verständnis, dass er hierzu kurzfristig kein belastbares Zahlenmaterial vorlegen könne. Die außergewöhnliche Situation mache es erforderlich alle Ressourcen auf die Sache selbst zu konzentrieren. Anfragen, Prüfaufträge und Berichte müssten zurückgestellt werden. Der Senator stellte sich schützend vor die Verwaltungsmitarbeiter. „Ich finde es unerträglich das Gefühl vermittelt zu bekommen, die Verwaltung würde den ganzen Tag nur Däumchen drehen und Kreuzworträtsel lösen“. „Bitte nehmen Sie uns ab, dass wir uns alle Beine ausreißen! Einige Abteilungen arbeiten 50 Stunden und mehr, um die Situation in den Griff zu bekommen“.

Als der Senator sich spontan bei den Mitarbeitern und den vielen Ehrenamtlichen bedankte, die sich seit Wochen

bis über die Belastungsgrenze hinaus engagieren, setzte anhaltender Applaus ein. Lang anhaltender Applaus stand auch am Ende der Rede des Senators. Schindlers Worte saßen. Er hatte Eindruck hinterlassen und einiges bewegt. In der Abstimmung wurden alle Anträge, sofern sie nicht schon vorab zurückgezogen wurden, in den Sozialausschuss überwiesen.

Waterfront

Wie erwartet hat die Bürgerschaft mit großer Mehrheit Baurecht für das Projekt Waterfront geschaffen. Investor Sven Hollesen kann nun das 126 Millionen-Projekt realisieren. Bis 2018 sollen 1546 Betten entstehen. Die Grünen stimmten gegen das Projekt, die Linken enthielten sich. Kritiker halten das Projekt für „überdimensioniert“ und „unpassend für den Priwall“. Bemängelt wurden das Fehlen eines Radweges an der Trave-Promenade, die Geschossanzahl bei den Sonderbauten sowie eine zu dichte Anordnung der Dünenhäuser zueinander.

Mit großer Mehrheit abgelehnt wurden die Anträge zur Verbesserung der Öffnungszeiten in den Servicecentern. Ebenfalls abgelehnt wurde ein Antrag der Grünen und Linken, der darauf abzielte, bei neuen Wohnprojekten eine feste Quote von 30% für den sozialen Wohnungsbau festzulegen.

Lübecker Musikschule mit starkem Schülerwachstum

Ralph Lange

Die Lübecker Musikschule der Gemeinnützigen konnte in den vergangenen zwei Schuljahren ein starkes Schülerwachstum verzeichnen. Das ergeben die neuesten Daten der Musikschule. Während 2012 noch 1.389 Schüler die Musikschule besuchten, waren es 2013 schon 1.510 und 2014 sogar 1.805 Schüler. Der Anteil der weiblichen Schüler ist mit 1.106 gegenüber 699 männlichen deutlich größer.

In einem inklusiven Unterrichtsansatz macht die Musikschule optimierte Angebote sowohl für ihren traditionellen Unterricht wie auch im Rahmen ihrer Projektarbeit mit benachteiligten Kindern. Die Musikschule arbeitet vernetzt mit zahlreichen Institutionen und Initiativen. Sie sucht aktiv nach innovativen Feldern der Musikpädagogik und achtet darauf, dass Musikschule bezahlbar bleibt, aber auch die Dozenten eine Entwicklungsperspektive für sich sehen.

Traditioneller Instrumentalunterricht – wir fördern

Ein Bereich, in dem die Belegungen in den letzten Jahren anstiegen, ist der traditionelle Einzelunterricht. In diesem Bereich sorgt vor allem die hohe Angebotsqualität für Zulauf. Diese wird durch verschiedene Maßnahmen gewährleistet: Alle Dozenten haben eine Hochschulausbildung. Die Dozenten gehen behutsam bei der musikalischen Entwicklung der Schüler vor und halten einen guten Elternkontakt. Die Schüler bekommen viele Gelegenheiten, ihr Können in Vorspielen unter Beweis zu stellen. Die Musikschule sorgt dafür, dass die Instrumente in der Musikschule und Räume in einem guten Zustand sind und dass Mängel rasch und unkompliziert beseitigt werden. Schülervorspiele werden durch einen Instrumentenwart betreut, sodass die Rahmen-

bedingungen für die Auftritte möglichst optimal sind.

Begleitet wird dieser Unterricht durch ein intensives Förderprogramm mit z. B. 400 kostenlosen Korrepetitionsstunden mit professionellen Klavierbegleitern für die Nachwuchsmusiker der Musikschule im Jahr 2014 sowie weiteren Talentförderungen. Hierfür hat die Gemeinnützige im Jahr 2014 8.000 Euro bereitgestellt.

Mit dem Prüfungssystem „Check Time“ haben die Dozenten der Musikschule 2015 eine neue Feedbackmöglichkeit für Musikschüler und Amateure nach dem internationalen Standard des ABRSM entwickelt. An diesem Prüfungssystem nahmen im Juli auf Anhieb über 50 Teilnehmer teil. Dieser Musikercheck ist vom Niveau unterhalb von „Jugend musiziert“, so dass die gesamte Schülerschaft von diesem Angebot profitieren kann.

In Kooperation mit der Musikhochschule Lübeck wurde mit „Mut zur Muse“ ebenfalls 2015 eine institutionsübergreifende Plattform für hochambitionierte und -talentierte Nachwuchsmusiker geschaffen.

Die Ergebnisse all dieser Maßnahmen sprechen für sich: Die Zahl der Preisträger bei „Jugend musiziert“ konnte in den vergangenen Jahren von der Landes- bis hin zur Bundesebene deutlich gesteigert werden.

Musikschule zwischen Tradition und Innovation – wir verändern

Die Musikschule gilt als traditionsbewusst. Dennoch sucht sie stets aktiv nach innovativen Feldern der Musikpädagogik, getreu dem Motto: Stillstand ist Rückschritt.

So experimentieren zum Beispiel seit dem Frühjahr 2015 mehrere Dozenten der Musikschule mit umfassenden Formen des computergestützten Unterrichts. Diese Unterrichtsform hat positive Effekte für die Motivation und den Lernerfolg von Schülern. Dazu wurde Kontakt zur US-amerikanischen Musiksoftwarefirma „Make Music“ (Finale) hergestellt, die Dozenten und Schülern der Musikschule kostengünstige Test-Abos für das Programm „smartmusic“ zur Verfügung stellte und die Dozenten bei der Umsetzung beriet.

Dass die Musikschule inzwischen bei derartigen Innovationen eine Vorreiterrolle in Lübeck besitzt, lässt sich zum Beispiel daran erkennen, dass andere Musikerinitiativen diese Programme inzwischen übernommen haben.

Musikpädagogische Arbeit mit benachteiligten Kindern – wir helfen

Die Musikschule nahm seit 2013 mehrfach erfolgreich am Wettbewerb „Bündnisse für Bildung“ teil und konnte 160.000 Euro an Bundesmitteln für die Arbeit mit benachteiligten Kindern nach Lübeck holen. In Kooperation mit verschiedenen Musikhochschulen, Schulen und Sozialeinrichtungen entstanden Projekte wie „fisch in dir“, „Early Music Birds“ und die Gitarrenklassen.

Für diese Arbeit, an der inzwischen 10 der 80 Dozenten der Musikschule beteiligt sind, konnte die Musikschule für die nächsten drei Jahre die Possehl- und die Margot- und Jürgen-Wessel-Stiftung mit einer Förderung in Höhe von 180.000 Euro gewinnen.

Felicitas Klein (Foto: Olaf Malzahn)



Die Musikschule will damit ihren Teil zur Bildungsgerechtigkeit in Lübeck beitragen und greift ein wichtiges Motto der Gemeinnützigen auf: „Fördern und Helfen“. Diese Projekte tragen stark zur positiven Schülerentwicklung bei.

Bei den Projekten mit benachteiligten Kindern geht um eine fundierte musikpädagogische Ausbildung nach einem jeweils für die Situation einer heterogenen Gruppe gestalteten elementaren Curriculum. Jeder Schüler soll zum Abschluss der Projekte auf dem Instrument etwas Können und Kompetenzen im Umgang mit dem Instrument entwickeln. Dass dabei auch Persönlichkeitsförderung passiert, wird als willkommener Transfereffekt gerne in Kauf genommen.

Dass diese Projekte von den Dozenten Offenheit und eine hohe pädagogische Kompetenz verlangen, versteht sich von selbst. Der Mut, den die Dozenten aufbringen, sich in zum Teil völlig unbekannte Unterrichtssituationen zu stürzen, kann nicht genug gewürdigt werden. Die Hansestadt Lübeck signalisiert ihre Wertschätzung, z. B. indem die neue Bildungs- und Kultursenatorin der Hansestadt Lübeck, Kathrin Weiher, in ersten Treffen mit der Musikschule viel Unterstützung und Begeisterung für diese Arbeit signalisiert hat und auch das Abschlusskonzert der „Bündnisse für Bildung“ besuchte.

Musikschule vernetzt – wir kooperieren

Für alle Musikschulen entsteht eine große Herausforderung durch den weiteren Ausbau der Betreuung in Kindergärten und Ganztagschulen. Viele Dozenten

haben schon heute Schwierigkeiten, funktionierende Stundenpläne zu erstellen, da Schüler oft bis in den Nachmittag ausgebucht sind. Daher ist die Musikschule mit mehreren Schulen neue Kooperationen eingegangen, um so direkt vor Ort in den Schulen Angebote zu machen.

Da es immer schwieriger wird, mit Veranstaltungen prägnant hervorzutreten, ist die Musikschule in diesem Bereich stärker dazu übergegangen, mit anderen Institutionen zu kooperieren. Hier wurden in den vergangenen Jahren insbesondere Kooperationen mit dem Lübeck Management („Lübeck klingt“) und dem Trave Jazz Festival aufgebaut und in der Außenwirkung eine große Öffentlichkeit erreicht.

Musikschule zwischen Träumen und Wirklichkeit – wir rechnen ... und phantasieren!

Bei allen Bemühungen um die Qualität muss eine Musikschule bezahlbar bleiben. Andererseits müssen auch die Dozenten mit regelmäßigen Gehalts- und Honorarerhöhungen rechnen können. Es gilt hier einen gut balancierten Weg der Finanzierung zu suchen.

In den vergangenen zweieinhalb Jahren wurden die Honorare zweimal um je 2 % erhöht. Diese Erhöhungen wurden durch Anpassungen und Umstrukturierungen in der Beitragsstruktur finanziert. Erfreulicherweise sind dadurch die Schülerzahlen nicht zurückgegangen. Die Erhöhungen konnten aufwandsneutral für die Förderer der Musikschule, die Gemeinnützige, die Hansestadt und das Land, realisiert werden.

Bei allem Schauen auf harte Kennzahlen wie Schülerzahlen, Jahreswochenstunden und die Bilanz darf nicht vergessen werden, dass eine Musikschule von ihrer Natur als Wegbereiter eines musikalischen Künstlertums her einen Phantasieraum jenseits jeglicher Reduktion bieten muss.

Die Erlebnisqualität einer Musikschule kann dabei nicht auf den reinen Unterricht, in dem im wahrsten Sinne zweckfrei und sinnstiftend musiziert wird, beschränkt werden. Es gilt den Faszinationsraum Musik auch im persönlichen Miteinander von Dozenten, Büroteam, Eltern, Schülern,

Schulleitung sowie den Vorstehern der Gemeinnützigen in regelmäßigen Abständen institutionell und tagtäglich auf informellem Weg mit Leben zu erfüllen. Als Gestaltungsraum für die Zukunft kann dieser Raum nur in gemeinsamer Verantwortung gelebt und entwickelt werden.

Ein Festkonzert unter dem Motto „Philharmoniker. Mittendrin“

Vielfältig fördert die Philharmonische Gesellschaft das Lübecker Musikleben. Orchestermmitglieder arbeiten in Schulen und Kindergärten, sind Paten des Jugendsinfonieorchesters, protegieren junge Studierende und spielen ehrenamtlich in Kirchenkonzerten, die sonst heute nicht zu finanzieren wären. Und sie unterstützen besonders kostspielige eigene Veranstaltungen. Die Mittel werden durch Aktivitäten der Philharmoniker verdient – eine ganz seltene Form des Selbstsponsoring. Nun feierte die Gesellschaft das zehnjährige Jubiläum in der MuK. Ein „Tag der Freude“ hatte es werden sollen, so Hallenchefin Ilona Jarabek, doch dann sperren die Aufsichtsbehörden den Großen Saal, wegen „Ertüchtigung“ der Decke. Bürgermeister Bernd Saxe, der Lübecks Be-

deutung als Kulturstadt beschwor, wurde deutlicher: anscheinend „Pfusch am Bau“. Inzwischen ist klar, dass die Decke herabzustürzen droht, Lebensgefahr besteht – und das seit der Eröffnung der Halle, seit 21 Jahren. Der rege MuK-Besucher fragt sich, warum das erst jetzt entdeckt wird.

Gerettet wurde das Festkonzert im Foyer. Der Glasraum zeigte sich indes nicht sonderlich geeignet für klassische, also elektronisch unverstärkte Musik, denn das Klangbild zerfaserte und wirkte topfig. Bei weiterer Nutzung als Ausweichkonzertsaal müssten zumindest Akustikwände hinter einer Bühnenkonstruktion installiert werden. Zunächst konnten sich am 3. Oktober die geförderten Ensembles bei den Philharmonikern bedanken. Eine riesige Sängertruppe aus Bachchor, Dom-

chor, Singakademie, St.-Lorenz-Kantorei Travemünde und Theaterchor durchmaß unter der Leitung von GMD Ryusuke Numajiri Dvoráks pompösen „Psalm 149“. Das Jugendsinfonieorchester spielte zusammen mit den Philharmonikern beschwingt Dvoráks Slawischen Tanz Nr. 1 C-Dur, eine schöne Erfahrung für die jungen Instrumentalisten. Zu Schumanns Konzertstück F-Dur hatten sich drei ehemalige Lübecker Solohornisten an der Stätte alten Wirkens eingefunden. Claudius Müller, Antonio Adriani und Clemens Wieck meisterten mit ihrer jungen Kollegin Cosima Schneider strahlende Aufschwünge und stiebende Virtuosität. Die lyrischen Partien erfüllten sie mit klanglicher Poesie – ein fesselnder Eindruck. Hans-Christian Schwarz gab eine



Pressemeldung Theater, 16. Oktober: „Die kommenden Sinfoniekonzerte und das Neujahrskonzert des Philharmonischen Orchesters der Hansestadt Lübeck finden im gläsernen Foyer der MuK statt.“ (Foto: Olaf Malzahn)

außergewöhnliche Doppelrolle. Er saß am ersten Pult der Cellogruppe und fungierte, kurzfristig eingesprungen, daneben als Solist in Saint-Saëns Konzert Nr. 1 a-Moll. Mit schönem, tragfähigem Ton zeichnete er feinsinnig die Melodik nach und gab den Laufwerkkapriolen die nötige Emphase.

Als Reprise aus den Jahren 2011 und 14 rundete die beliebte „Rosenkavalier“-Suite das Programm, deren Arrangement von 1945 indes nicht von Richard Strauss stammt, sondern wohl von Artur Rodzinsky, Chef der New Yorker Philharmoniker. Und Leonard Bernstein, damals junger Assistent, hatte möglicherweise

seine Hände im Spiel. Wie auch immer, Ryusuke Numajiri hielt sich nicht lange mit den klangfarblichen Raffinessen und kunstvollen melodischen Verästelungen der Partitur auf. Er steuerte zielsicher die Walzerseligkeit an und sorgte mit dem schwungvoll aufspielenden Orchester für maximalen Effekt. *Wolfgang Pardey*

Ein herber Schlag für das Kulturleben in der Hansestadt:

Der Konzertsaal der MuK bleibt in diesem Jahr voraussichtlich verschlossen!

Thomas-Markus Leber

Ein Paukenschlag im Bauausschuss: Der Konzertsaal der Lübecker Musik- und Kongresshalle (MuK), der seit dem 29. September wegen Baumängeln verschlossen ist, wird der Öffentlichkeit bedeutend länger nicht zugänglich sein als zunächst angenommen! Dennis Bunk, Leiter des Gebäudemanagements der Hansestadt, informierte im Bauausschuss am 5. Oktober über den aktuellen Sachstand sowie über die Chronologie der Ereignisse, die zur Schließung geführt haben.

Chronologie der Ereignisse

Alles begann mit einer vergleichsweise harmlosen Beobachtung im Frühjahr 2015. Im Bereich des Pfortnereingangs im Erdgeschoss hing die Zwischendecke ein wenig durch. Nichts Schlimmes dachte man. Das Gebäudemanagement wollte sicher gehen und öffnete die Zwischendeckenkonstruktion in diesem Bereich. Ans Tageslicht kamen Kabelstränge, die nicht wie üblich an der tragenden Decke befestigt waren, sondern direkt und unmittelbar auf der Zwischendecke auflagen. Aufgrund der Vielzahl der Kabel musste von einer hohen sogenannte Auflast ausgegangen werden.

Dennis Bunk und seine Kollegen nahmen den Befund zum Anlass, um punktuell an weiteren Stellen den Zwischendeckenbereich zu inspizieren. Doch egal, wo die Zwischendecken geöffnet wurden, nahezu überall gab es vergleichbare Befunde. Ein Nachweis darüber, wer wann welche Kabel eingebracht hat, ob die Kabel schon bei der Übergabe des Gebäudes im Jahre 1994 vorhanden waren oder erst später aufgrund neuerer baulicher Vorschriften oder als Folge des technischen Fortschritts eingefügt wurden, wird schwer zu führen sein.

In der Konsequenz musste Bunk von einem Problem in der Statik ausgehen. Darüber hinaus war auch ein Brandschutzproblem denkbar. Die lose umherliegenden Kabel waren geeignet, im Brandfall einen Schmelzbrand auszulösen, der sich zunächst unbemerkt ausgebreitet hätte. Brandmeldeeinrichtungen waren im Zwischendeckenbereich nicht vorhanden. Wichtige Fluchtwege wären möglicherweise so blockiert worden.

Bunk bemühte sich um eine Lösung, führte unzählige Gespräche, Ortstermine und Abstimmungen mit der Feuerwehr und fachkundigen Experten. Szenarien wurden durchgespielt und Maßnahmen identifiziert. Als Sofortmaßnahme wurden alle Kabelstränge, die erreichbar waren, höher gelegt und an tragenden Deckenteilen befestigt. Die Schilder des MuK-Leitsystems wurden zurückgebaut und die Decken im Tresen-Bereich des Foyers mit zusätzlichen Notabstützungen gesichert. Letzteres war erforderlich, weil im Tresen-Bereich besonders viele Kabelstränge verlegt worden waren.

Parallel dazu wurden weitere Gutachten zur Statik und zum Brandschutz eingeholt. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass die Sicherheit der Decken nicht mehr garantiert werden kann. Es bestand Handlungsbedarf. Als Interimslösung wurde eine Brandmeldeanlage in die Zwischendecken eingebaut.

„Statistisches Spontanversagen“

Zwischenzeitlich hatte man die Inspektion auch auf die Zwischendecke im Konzertsaal ausgedehnt. Ein Auflastproblem war nicht zu erwarten. Nur wenige Kabel sind dort vorhanden. Der Blick in die Zwischendecke offenbarte allerdings ein neues Problem. Einige der sogenannten Abhänger, also Befestigungsvorrichtungen, mit

denen die Zwischendeckenkonstruktion an der tragenden Decke befestigt war, wiesen strukturelle Veränderungen auf, andere schienen in ihrer Position verändert. Dies wundert nicht. Das Eigengewicht der aus bis zu sechs Lagen Gipskarton bestehenden Deckenelemente, die insbesondere auch der Akustik dienen, war an einigen Stellen beachtlich. Die theoretisch mögliche Gefahr eines statischen Spontanversagens konnte nicht ausgeschlossen werden.

Die Expertenrunde wurde um die Materialprüfanstalt Schleswig-Holstein sowie einen weiteren Sachverständigen erweitert, um die Statik des Konzertsaals besser bewerten zu können. Die Prüfanstalt führte Zugversuche am Abhängesystem durch. Die Ergebnisse wurden vor dem Hintergrund der ermittelten Eigengewichte der Deckenkonstruktion bewertet. Ergebnis: Es wirken viel zu hohe Lasten auf den Abhängern.

Im Rahmen einer Krisensitzung mit dem Bürgermeister am 28. September wurde deutlich, dass keine Interims-Sicherungslösung möglich war. Die Sperrung des Konzertsaaes sowie eine Nutzungsuntersagung auf unbestimmte Zeit waren unausweichlich und wurden für den Folgetag angeordnet.

Herausforderungen

Der Konzertsaal soll nun für weitere Nutzungen schnellstmöglich wieder ertüchtigt werden. Diese Aufgabe ist ziemlich herausfordernd, da die Deckenbereiche nur schwer zugänglich sind. Zudem sind im Zwischendeckenbereich auf engstem Raum Lichttechnik, Klimatechnik, Medientechnik, aber auch Brandmeldeanlagen und Sprinkleranlagen untergebracht. Es wird einige Zeit dauern, bis die Problemlage vollumfänglich erfasst ist. Im Anschluss muss ein Planungskonzept erstellt werden, an dem viele Fachleute zu beteiligen sind. Auch das kann Wochen dauern. Erschwerend kommt hinzu, dass für die wiederertüchtigte Konzertsaaldecke als Sonderanfertigung entsprechend der Landesbauordnung eine „Zulassung im Einzelfall“ von der obersten Bauaufsichtsbehörde vorliegen muss.

Parallel dazu, aber nicht mit der gleichen Dringlichkeit, soll die Prüfung von schon länger geplanten Sanierungsmaßnahmen vorangetrieben werden. Hierbei handelt es sich um die Beseitigung von Abnutzungserscheinungen und von technischen Problemen, die schon länger bestehen. Ermittelt werden soll, was langfristig in die MuK investiert werden muss, um sie wieder im alten Glanz erstrahlen zu lassen. Bunk deutete an, dass die 135.000 Euro, die im Schnitt in den letzten Jahren in die Bauunterhaltung der MuK investiert wurden, wohl „nicht ausreichend“ waren.

Eine verlässliche zeitliche Perspektive für die Wiederinbetriebnahme des Konzertsalles wollte Bunk nicht geben. Einen Termin Ende November schloss er kategorisch aus, auch einen Termin Ende Dezember hält er für unrealistisch. Der Sachstandsbericht und die gezeigten Bilder hatten Eindruck bei den Bauausschussmitgliedern hinterlassen.

Juristische Schritte

Parallel zu den Bemühungen, den Konzertsaal wieder nutzbar zu machen, sollen auch juristische Schritte geprüft werden, so Bunk. Die Verantwortung für die Realisierung des Bauwerkes lag seinerzeit bei einem Generalunternehmer, der der Stadt ein komplettes Werk geschuldet hatte. Es wäre somit nicht Aufgabe der Stadt gewesen, jedes einzelne Gewerk zu prüfen und abzunehmen. Die Lübecker Musik und Kongresshalle wurde 1994 fertiggestellt. Der renommierte Hamburger Architekt Meinhard von Gerkan vom Architekturbüro GMP Architekten von Gerkan, Marg und Partner zeichnete für die Architektur verantwortlich.

Ein besonderes Gebäude

Der 120 m lange, 55 m breite und 19 m hohe Baukörper weist Ähnlichkeit mit einem Schiffskörper auf und bildet einen Kontrapunkt zur Kleinmaßstäblichkeit der Altstadt. Die Sprache der Architektur, der Maßstab und die Ästhetik entsprechen dem Zeitgeschmack. Der maritime Eindruck wird durch die mattweißen Aluminiumtafeln der Fassade mit sichtbaren Verschraubungen, einzelnen Bullaugen und den beiden an Fallreeps erinnernden seitlich an das Gebäude angefügten Freitreppen, die auf das „Oberdeck“ führen, verstärkt.

Der nördliche Kopf des durch eine zentrale Symmetrieachse strukturierten Gebäudes ist mit dem eingestellten Zylinder des Mehrzweckfoyers wie eine große Kolonnade ausgebildet. Herzstück des

Gebäudes bildet ein rechteckiger Konzertsaal für bis zu 2.000 Personen.

Eine raffinierte Akustik

Besonderes Augenmerk richteten die Spezialisten seinerzeit auf die Akustik. Anders als in vielen eigenwillig geformten Konzertsälen dieser Welt, in denen der Schall mit dramatischem „Gewölk“ an den Decken, mit Geschwülsten oder anderen großvolumigen Akustikelementen gebändigt werden muss, sorgen im Lübecker Konzertsaal unauffällig diffus schallreflektierende Wandverkleidungen mit wellenförmiger Oberflächenstruktur für ein ausgewogenes Klangbild und einer Nachhallzeit von bis zu 2 sec. Durch geschicktes Ausrichten der Beschallungsanlage sowie durch das Einhängen von schallabsorbierenden Vorhängen kann die Nachhallzeit bei Bedarf auch reduziert werden. Für die Akustik von großer Bedeutung sind die vereinzelt angebrachten Lochungen und Wölbungen der an den Seitenwänden und hinter dem Podium angebrachten in Edelstahlbändern gefassten Tafeln aus Schweizer Birnbaum. Dem gleichen Zweck dienen die Faltungen der eingehängten Zwischendecke, die sich in ihrer Form dem leicht gewölbten Tonnendach des Gebäudes anpasst. Über dem Podium befindet sich ein in fünf Bahnen geteiltes, aufwärts gewölbtes Schallsegel aus Edelstahl, das das Hören der Musiker untereinander erleichtern soll und gleichzeitig den ästhetischen Ansprüchen des Architekten genügt. Dieses ist übrigens nicht von der Problematik betroffen. Weitere akustische Feinheiten wurden unsichtbar in den Wänden und über der Decke untergebracht. Und genau diese akustischen Feinheiten bzw. die Elemente, die diese Feinheiten möglich machen, bereiten nun Probleme. Einst waren sie der Stolz der Techniker und Architekten.

Die Konsequenzen

Die Sperrung des Konzertsalles sowie die Nutzungsuntersagung auf unbestimmte Zeit bedeuten für die Kulturhauptstadt Lübeck einen herben Schlag. Viele Freunde des erst 21 Jahre alten Konzertgebäudes werden schockiert auf die Nachricht reagieren. Auf die Mitarbeiter der MuK kommen arbeitsreiche Tage zu. Immerhin müssen sämtliche Veranstaltungen, die eigentlich im Konzertsaal der MuK stattfinden sollten, einen neuen Veranstaltungsort finden. Viele werden im Foyer stattfinden können. Bleibt zu hoffen, dass der Konzertbetrieb bald wieder aufgenommen werden kann.

Gestaltungsbeirat segnet Leitfaden für Gründungsviertel ab

Nicht nur die Waterfront-Bebauung auf dem Priwall sowie ein Bauvorhaben in der Fischstraße standen auf der Tagungsordnung des Gestaltungsbeirats im Oktober; einen breiten Raum nahm auch die Vorstellung des Gestaltungsleitfadens für die Gründungsviertelbebauung ein. Die Broschüre wurde unter Federführung des Architekten Ingo Siegmund erarbeitet und vorgestellt; sie hat die Aufgabe, als Richtschnur für Architekten und Bauherren zu dienen.

Die Fibel basiert auf dem B-Plan und der Gestaltungssatzung, die für das Gründungsviertel vorliegen. Sie setzt sich in ihren Teilen u.a. mit der Gebäudetypologie, dem Gebäudekörper (Größe, Höhe, Anzahl der Geschosse), den Öffnungen des Hauses, der Fassaden- (Farbe und Material) und der Dachgestaltung auseinander.

Der Gestaltungsbeirat widmete sich ausführlich Fragen der Dachflächengestaltung (Dachaustritte, Fenster) und den Abstandsflächen von Gauben. In weiteren Fragen beschäftigte er sich mit dem Problem, inwieweit es sinnvoll ist, auf die Gestaltung der Außenfensterbänke Einfluss zu nehmen (Verbundsysteme, Bleche oder andere Materialien?), denn diese haben eine Außenwirkung für die Fassadenästhetik. Prof. Turkali (Frankfurt) mahnte an, dass Satzungen nach den Erfahrungen die Aufgabe hätten, „das schlimmste zu



verhindern“. Auf der anderen Seite bringe die Baupraxis vor Ort aber oft die sinnvolleren Lösungen hervor. Man kam überein, die Bauherren für diese Details zu sensibilisieren, aber nicht durch die Satzung hemmende Vorschriften zu erlassen.

Insgesamt lobte der Gestaltungsbeirat die „sehr überzeugende Arbeit“ von Ingo Siegmund, die nicht nur für diese Art eines historisch sensiblen Bauvorhabens beispielgebend sei.

Der Leitfaden wird im November, wenn die Grundstücke von der Stadt zum Verkauf angeboten werden, jedem Bauherren zur Verfügung stehen.

Burkhard Zarnack

Die Vereinigung der Deutschen und der Schmetterling in Tokio

Fortsetzung von Seite 291

und einen Demonstranten getötet. Die Geschichte hätte wahrscheinlich einen anderen Verlauf genommen. In Wahrheit sind der Fall der Mauer und die Wiedervereinigung eine Art Gesamtkunstwerk, zu dem viele Akteure ganz verschiedene Teile beigetragen haben, ohne dass einer die Endgestalt des Projekts erkennen konnte. Aber die wichtigste Kraft unter diesen vielen Akteuren ist wohl doch das Volk gewesen, das in jenen Tagen sich selbst entdeckte.

Sie erraten, ich glaube nicht so recht an die ehernen Gesetze der Geschichte, von denen Karl Marx so gerne sprach. Mir scheint eher, dass auch die großen, die welterschütternden Ereignisse höchst fragile Gebilde sind, deren Gestalt durch den Flügelschlag eines Schmetterlings in Tokio verändert werden kann. Karl Marx hat in den Pariser Manuskripten – mit Blick auf die gescheiterte Revolution von 1848 – gespottet: Wir – die Deutschen – hätten uns immer nur einmal in Gesellschaft der Freiheit befunden: am Tag ihrer Beerdigung. Was hätte er wohl gesagt, wenn ihm jemand prophezeit hätte, dass die erste erfolgreiche Revolution der Deutschen sich ausgerechnet gegen eine kommunistische Diktatur richten würde?

Und eine veritable Revolution, kein Zweifel, ist es gewesen. Eine ungewöhnliche, eine menschenfreundliche Revolution, bei der kein Schuss gefallen ist.

Mein Vorbehalt gegen die nachträglich konstruierte Zwangsläufigkeit von großen geschichtlichen Ereignissen betrifft natürlich auch den praktischen Vollzug der Einheit. Sicher, die ehemalige DDR ist der Bundesrepublik per Beschluss ihres ersten frei gewählten Parlaments beigetreten. Aber sie hätte sich laut Grundgesetz auch auf Grund einer neu zu verhandelnden Verfassung mit der Bundesrepublik vereinen können. Dass sich die erste Option gegen die zweite durchgesetzt hat, hat wohl eher mit der Ungeduld der DDR-Wähler und dem Drängen der alten Bundesregierung zu tun als mit historischer Zwangsläufigkeit. Eine negative Folge war jedenfalls, dass die alte Bundesrepublik ihr System ungefiltert der DDR übergestülpt hat. Dabei hätten das Abschneiden alter Zöpfe und die Durchsetzung längst fälliger Reformen der alten Bundesrepublik genauso gut getan wie den so genannten

neuen Ländern, die ja eigentlich die alten waren.

Dies sage ich mit einem lauten Vorbehalt. Nur ein Narr kann bestreiten, dass ein historisches Ausnahmeprojekt wie die Wiedervereinigung an ein Zeitfenster gebunden war. Helmut Kohl war natürlich klar, dass dieses Angebot angesichts der unsicheren Machtverhältnisse in Russland nicht lange auf dem Tisch liegen würde. Überhaupt muss einmal gesagt werden, dass bei der Bewältigung einer solchen Riesenaufgabe zwangsläufig Fehler begangen werden. Allerdings ist es nach wie vor sinnvoll, zwischen unvermeidlichen und vermeidbaren Fehlern zu unterscheiden.



Die Wiedervereinigung hat den Deutschen ein Pensum von gigantischen, gleichzeitig höchst ungewöhnlichen Aufgaben beschert, auf die niemand vorbereitet war. Einige von diesen Aufgaben will ich hier in Erinnerung rufen. Was wurde eigentlich aus der NVA, der Nationalen Volksarmee der DDR – da war doch was? Es war immerhin eine Armee von 175.000 Mann, die über 1500 Panzer und eine Riesensumme von anderem Kriegsgut gebot. Die Zwei-plus-Vier-Verträge sahen vor, dass die Deutschen ihre Truppen bis 1994 auf insgesamt 370.000 Mann reduzierten – heute sind davon übrigens, keineswegs auf Betreiben, sondern eher

zum Missvergnügen der Alliierten, genau 170.000 Mann übrig – ziemlich genau so viele wie die NVA einmal hatte. Man muss nicht lange raten, auf welches der beiden Heere der Löwenanteil der Reduktion entfiel.

Ich habe damals für den „Spiegel“ die „Demilitarisierung“ von 1.500 Panzern – soll heißen: ihre Zerkleinerung in handliche Stücke von höchstens 1,50 mal 0,50 Meter – an der polnischen Grenze beobachtet. Wenn es jemals eine Riesenveranstaltung zum Motto „Verwandelt Schwerter in Pflugscharen“ gegeben hat, so fand sie im sogenannten „Vernichtungslager“ Charlottenhof statt. Es war ein Spektakel, das niemand, der es gesehen hat, vergisst. In der Hamburger Führungsakademie der Bundeswehr lernte ich dann einige der Offiziere aus der NVA und ihre neuen Befehlshaber aus dem Westen kennen. Bei der Integration habe es anfangs Schwierigkeiten gegeben, erzählte der leitende Oberstleutnant Wedigo von Wedel. In den Schulungen hätten die NVA-Offiziere vor dem Sich-Hinsetzen oder Aufstehen immer auf einen Befehl gewartet. Als sie dann merkten, dass solche Befehle ausblieben bzw. allenfalls in Form einer höflichen Aufforderung ergingen, seien sie in kurzer Zeit antiautoritär geworden und nicht mehr zu bändigen gewesen. Sodass er, der Oberstleutnant, sich schließlich mit der scharfen Ermahnung helfen musste: „Meine Herren, wenn ich Ihnen sage, setzen Sie sich bitte, dann ist das ein Befehl!“

In Sachen Integration war der Oberstleutnant der Meinung – und ich spreche hier vom Jahre 1994 – sie sei unter den Soldaten bereits vollzogen. Auf den Bänken in den Kasernen rückte man eben zusammen und Kameradschaft sei unter Soldaten schlicht und einfach Pflicht. Er schien es zu bedauern, dass man nicht alle Deutschen zum Zweck einer raschen Vereinigung für eine Weile kasernieren konnte. Die Vereinigung der beiden Armeen, so schien es mir, war in seinen Augen der glücklichste Fall der Wiedervereinigung.

Weniger glücklich ging es für die Soldaten der NVA aus, die nicht in die grauen Uniformen ihrer ehemaligen Erzfeinde schlüpfen. Nur insgesamt 18.000 NVA-Soldaten, darunter 8000 Offiziere, wurden von der Bundeswehr übernommen, der große Rest – also etwa 157.000 Soldaten – wurde in die Arbeitslosigkeit entlassen.

Die Auflösung der NVA war fast eine Kleinigkeit im Vergleich zu der Aufgabe, die russische Besatzungsarmee mit ihren insgesamt 550 000 Soldaten und Zivilpersonen und 2,7 Millionen Tonnen Material (Panzer, Fahrzeuge, Geschütze) aus dem Land zu komplimentieren. Das ging nur mit einer riesigen Summe Geldes (rund 20 Milliarden DM) und Eingliederungshilfen für die heimkehrenden russischen Soldaten. Dass dieser Abzug, den viele russische Soldaten und Offiziere als eine Demütigung empfanden, noch vor dem verabredeten Zeitpunkt und nahezu störungsfrei abgeschlossen wurde, grenzt an ein Wunder. Denn während der knapp vier Jahre, die der Abzug dauerte, vollzog sich gleichzeitig der Untergang der Sowjetunion – in Moskau wurde zweimal geputzt, 1991 gegen Gorbatschow, 1993 gegen Jelzin, das Imperium fiel auseinander. „Hätten die Putschisten gewonnen, wäre der Abzug wohl nicht so glatt gelaufen“, erklärte Horst Teltschik, der damalige Berater von Helmut Kohl, der bei dessen Besuch von Gorbatschow im Kaukasus dabei gewesen war. (zitiert nach: *Stefan Locke, neu editiert in: Die Zeit, 30.3.2014*)

Oder betrachten wir für einen Augenblick das einzigartige Projekt, die geteilte Stadt Berlin, die mit ganz knapper Mehrheit Hauptstadt geworden war, wieder zu einer Stadt zu machen. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit wuchsen die abgeklemmten Adern und Glieder der geteilten Stadt zusammen. Westberliner Straßen verlängerten sich in den Osten und mussten erst einmal mit den fremden Namen ihrer wieder gefundenen anderen Hälfte leben. Verplombte S- und U-Bahnhöfe an der Grenze, durch die die Züge achtundzwanzig Jahre lang hindurch gedonnert waren, wurden wieder in Betrieb genommen. Brücken, Plätze und Grundstücke suchten und fanden ihre andere Hälfte. Selbst das Wasser in der Spree und in Berlins Kanälen schien plötzlich freier zu fließen, die Seen schienen sich zu vergrößern, nachdem die von bewaffneten Grenzpolizisten bewachten Grenzbojen abgeräumt waren. Der Himmel, ja, auch der Himmel über Berlin kam uns plötzlich blauer vor, selbst wenn es regnete. Die einst berühmte Berliner Luft ließ sich ab dem 10. November wieder besser atmen. Was natürlich auf Einbildung beruhte. Aber die Realität näherte sich dieser Einbildung in den folgenden Jahren mit erstaunlicher Geschwindigkeit an. Nach der Vereinigung wurden die größten Dreckschleudern der DDR geschlossen oder mit Filteranlagen ausgestattet und die Berliner

Luft hatte plötzlich einen Beigeschmack von Kokain.

Die Reflexe der Bewohner hielten mit den jähen Veränderungen nicht Schritt. Ich erinnere mich, dass ich noch viele Jahre nach dem Fall der Mauer Schwierigkeiten hatte, die neuen direkten Wege nach Ost-Berlin zu benutzen. Mein den Jahren der Teilung erlernter innerer Kompass lenkte mich und mein Auto automatisch zu den Transitstellen, die ich in den Jahren der Mauer genommen hatte. Immer wieder geriet ich auf die alten Umwege. Nichts erschien mir so schwierig wie die Aufgabe, geradeaus von Westen nach Osten zu fahren.



Was die Unbelehrbarkeit meiner Reflexe betrifft, fühlte ich mich erst durch einen Fernsehfilm des Bayrischen Fernsehens verstanden. Der Film schilderte das rätselhafte Verhalten von Rotwild an der bayrisch-tschechischen Grenze. Er zeigte, dass Hirsche und Rehe noch in den neunziger Jahren vor der längst abgeräumten Grenze aus Stacheldraht instinktiv halt- und kehrtmachten. Am Merkwürdigsten sei, behauptete der Autor des Films, dass auch Jungtiere, die diesen Zaun nie gekannt hatten, dasselbe Verhalten zeigten wie ihre Eltern. Vererbten sich solche erlernten Grenzreflexe auf die nächste Generation?, fragte er.

Die auffälligste Veränderung der Stadt ergab sich natürlich aus dem Verschwinden des berühmtesten Bauwerks der DDR-Geschichte – der Mauer. Allerdings ist das

Wort „Verschwinden“ ebenso ein Euphemismus wie die Rede vom Fall der Mauer. Die Mauer bestand dank westdeutscher und schwedischer Zulieferer aus bestem Stahlbeton. Sie fiel nicht und verschwand nicht; sie musste mit Spezialwerkzeugen abgeräumt werden und ist am Ende, soweit sie nicht stückweise die Gärten und Büros von bedeutenden Institutionen und Persönlichkeiten zierte, zermahlen worden. Auf diese Weise ist sie aus der vertikalen endgültig in die horizontale Position gebracht worden und konnte als Bausand nützlich werden. Wer heute auf den spiegelglatten neuen Autobahnen von Berlin gen Norden oder Osten braust, weiß meist nicht, dass er die Asche des antifaschistischen Schutzwalls unter den Rädern hat.

Die Beseitigung der Mauer ließ eine einzigartige Chance und Herausforderung entstehen. Man weiß, wie schwierig, ja fast unmöglich es ist, in den Zentren der Hauptstädte Europas ein noch so kleines Grundstück zu finden, auf dem noch etwas Neues entstehen kann. Noch nie in der jüngeren Geschichte war es vorgekommen, dass die Mitte einer existierenden Metropole in weiten Teilen leer und neu zu bebauen war. Und nicht nur die Mitte bot viel Platz für neue und unerhörte Projekte, sondern die gesamte lange Lücke, die die Mauer in ihrem wilden Zickzackkurs durch die Stadt gerissen hatte. Die Herausforderung wird noch größer, wenn man bedenkt, dass es in der ehemals geteilten Stadt alles doppelt gab: Rathäuser, Fernsehtürme, Fernseh- und Radiosender, Olympiastadien, Zoos – und natürlich auch Berliner, vor allem aber Berliner Beamte.

War es zu viel verlangt, aus dieser einzigartigen, nie wiederkehrenden Chance auch etwas Einzigartiges zu machen? Vielleicht. Auf jeden Fall hätte es mehr Zeit gebraucht. Ich erinnere mich an ein Projekt des damaligen Benjamins der Architekturkritik, Julius Posener, den ich Anfang der neunziger Jahre befragte. Um die Zeit anzuhalten, um Zeit zu gewinnen, wollte Julius Posener auf dem Marx-Engels-Platz eine freistehende Fassade bauen, die ins Leere führen sollte. „Um Himmels willen, nehmt euch Zeit!“ sollte die Botschaft dieses Provisoriums an den Betrachter sein – warum muss denn alles sofort entschieden werden? Nur: Wie geht das eigentlich in einer Wettbewerbsgesellschaft, „sich Zeit nehmen“? Im Rückblick kann man sagen: Die Leerräume sind in atemberaubendem Tempo gefüllt worden. Und kein Zweifel: es sind einige Meisterleistungen der Architektur darunter,

allerdings kann man sie an einer Hand aufzählen. In den letzten 25 Jahren haben die berühmtesten Architekten der Welt in Berlin gebaut. Aber in aller Regel haben sie nur Durchschnittliches hinterlassen.

Aber lassen Sie mich noch einen kurzen Blick auf die andere, die personelle Großbaustelle Berlins werfen: Mit der Vereinigung der beiden Stadthälften verfügte Berlin plötzlich über 180.000 Beamte und Staatsangestellte. Das kam den aus Griechenland bekannten Verhältnissen bedenklich nahe. Schon ein grober Vergleich mit der Stadt Hamburg, die ihrerseits nicht an einer Unterversorgung von Beamten leidet, ergab, dass etwa 100.000 dieser Stellen überflüssig waren. Aber wie wird man 100.000 Stellen los, die per definitionem unkündbar sind?

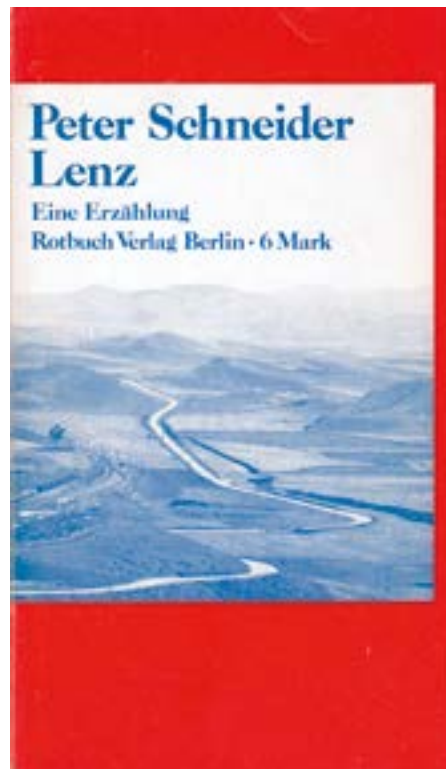
Nach dem Beamtenrecht gab es nur eine Lösung: Man konnte diese Stellen nicht einfach streichen! Man musste sie allmählich wegfallen lassen, indem man ihren Inhabern andere Aufgaben nahebrachte und die frei gewordenen Stellen nicht mehr besetzte. Also schickte der Berliner Senat beamtete Stellentöter durch die Abteilungen, die die Bücher nach überflüssigen Kollegen durchforsteten. Hinter die Namen der entbehrlichen Kandidaten, die nach Merkmalen wie Leistung, Alter, Familienstand, Wohlverhalten ermittelt wurden, wurde dann das Kürzel „k.w.“ gesetzt – kann wegfallen.

Aber wohin mit Tausenden von Beamten, die nicht mehr verwendbar sind? In ihren alten Büros konnten sie nicht bleiben, weil sie mit ihren Papieren die Schreibtische, mit ihren Sorgen die Telefone und mit ihren Fahrzeugen die Parkplätze blockierten. Abenteuerliche Vorschläge wurden an höchster Stelle erwogen. Wie wäre es mit einer Unterbringung all dieser Beamten in einigen der vielen leer stehenden Verwaltungsgebäude der Stadt, wo man sie mit Kartenspielen, Café-Service, Fitness-Angeboten und psychologischer Betreuung bei Laune halten konnte? Sie erraten, dass mich dieser Vorgang – der nur ein kleineres Kapitel im gewaltigen Roman der Wiedervereinigung ist – derart faszinierte, dass ich zusammen mit meinem Freund Volker Schlöndorff eine Filmgeschichte daraus machen wollte. Das Projekt scheiterte am Unverständnis der Filmförderungsanstalten und der Fernsehsender. Ein deutscher Beamter, bekamen wir zu hören, könne niemals der Held eines publikumswirksamen Films sein.

Kurz noch zum Ende der realen Geschichte: Es wurde ein sogenannter Stel-

lenpool gebildet, in dem der Berliner Senat seinen hochbezahlten Arbeitslosen Umschulungen zu nicht unbedingt berufsnahen Tätigkeiten nahelegte, wobei die größte Hürde die „Überqualifizierung“ der Umzuschulenden war. Inzwischen ist der Stellenpool – fragen Sie mich nicht, wie das gelang – so gut wie leergeäumt. Nun ja, es sind 25 Jahre vergangen, und die Biologie hat auch ihren Teil getan.

Ganz nebenbei illustriert die Geschichte übrigens den eingangs vorgebrachten Vorwurf, die Bundesrepublik habe zu viele ihrer alten, korrekturbedürftigen Strukturen an die DDR weitergegeben. Ich habe nie verstanden, warum z. B. Lehrer, die den Dreisatz und die Rolle



rückwärts unterrichten, unbedingt Beamte sein müssen. Jeder halbwegs gesprächsbe-reite Schuldirektor gesteht auf Befragen, das System sei eine Katastrophe, weil man die guten und engagierten Lehrer nicht belohnen und die faulen bzw. ungeeigneten nicht loswerden könne. Trotz aller händ-ringenden, seit Jahrzehnten andauernden Debatten um die Verbesserung unseres Ausbildungswesens – an dieser heiligen Kuh der Deutschen wurde nie gerührt.

Die meisten vermeidbaren, um nicht zu sagen unentschuld-baren Fehler wurden wohl bei der Umwandlung der ost-deutschen Wirtschaft gemacht. Gerech-terweise muss man einräumen, dass die Aufgabe für die Wissenschaftler Neuland war. Es gab Tausende von Büchern, die sich der Umwandlung einer kapitalisti-schen Gesellschaft in eine sozialistische

widmeten – so gut wie keines, das den umgekehrten Vorgang beschrieb. Diese Ratlosigkeit, die produktiv hätte sein kön-nen, führte zu einer unheiligen Allianz von neoliberalen Ideologien und brutalen Vorteilsnahmen durch westliche Unter-nehmen. Inzwischen steht fest, dass in der ehemaligen DDR Betriebe abgewickelt wurden, die durchaus lebensfähig gewe-sen wären. Z.B. gab es keinen zwingenden wirtschaftlichen Grund dafür, die Lebens-mittelprodukte der DDR flächendeckend durch westdeutsche Produkte zu ersetzen. (Erst nach Jahren gelang den kleineren und besser schmeckenden DDR-Brötchen eine triumphale Rückkehr in die Regale der Ost-Bäckereien) Die größte Fehler-quelle war jedoch die zentralistische, gera-dezu planwirtschaftliche Vorgehensweise der Treuhand. Ihre Funktionäre, ab 1993 meist junge Manager aus dem Westen, die vielleicht bei irgendeinem Merger ein Händchen bewiesen hatten, entschieden von der Zentrale in Berlin aus – meist ohne eigene Recherchen vor Ort, ob ein Betrieb zu privatisieren, zu sanieren oder zu schließen war. Am Ende waren von rund 4 Millionen Arbeitsplätzen kaum 1,2 Millionen übrig, und die Treuhandanstalt, die angetreten war, einen Gewinn zu er-wirtschaften, schloss mit einem Verlust von 230 Milliarden ab.

Dennoch wäre es fahrlässig, die un-streitigen Fehler der Treuhand für diese verheerende Bilanz verantwortlich zu ma-chen. Der größte Teil der 8.000 Staatsbe-triebe war schlicht und einfach nicht zu ret-ten, die Arbeitsproduktivität betrug in der DDR gerademal ein Viertel der Arbeits-produktivität in Westdeutschland, und das Land war schon lange vor der Revoluti-on bankrott. Deswegen wundert es mich, wenn eine unbelehrbare Linke – darunter eine sich mit diesem Titel schmückende Partei, die ohne nennenswerte Schamge-fühle aus der Regierungspartei der DDR hervorgegangen ist – uns immer wieder über die Vorzüge des Sozialismus belehren will. Soviel ist wahr: Wir, die nun vereinten Deutschen, haben nicht den geringsten Grund, den absurden Finanz- und Turbo-Kapitalismus, der sich nach dem Ende des Kommunismus durchgesetzt hat, für das letzte Wort der Geschichte zu halten. Aber eine Kritik an diesem Unding, die mit dem Wort Sozialismus anfängt oder en-det, ruft bei mir einen unwiderstehlichen Reflex des Gähnens hervor. Wer so redet, hat sich mit seinen gescheiterten Idealen nicht auseinandergesetzt und drückt sich vor dem geschichtlichen Ergebnis eines Experiments, das immerhin 70 Jahre lang

– mit ungeheuren Kosten – durchgeführt worden ist. Das Urteil der Geschichte ist eindeutig: Als wirtschaftliches System hat der Sozialismus nirgendwo auf der Welt funktioniert. Man nenne mir ein einziges Gegenbeispiel: Kuba? China? Venezuela? Bleibt eigentlich nur Nordkorea. Uner-schütterliche Treue zu einem zwar erha-benen, aber weltweit gescheiterten Projekt spricht weniger für intellektuelle Uner-schrockenheit als für religiöse Neigungen – sie sind gerade unter atheistischen Intel-lektuellen erstaunlich verbreitet.

Der Jahresbericht der Bundesregie-rung zum Stand der deutschen Einheit ist auch dieses Jahr – wie könnte es an-gesichts des Auftraggebers anders sein – günstig ausgefallen. Vier Fünftel der Bür-ger in Ost wie West schätzen die Einheit positiv ein, allerdings fühlt sich nur knapp die Hälfte der Ostbürger in der Bundes-republik „politisch zu Hause“. Die Wirt-schaftskraft des Ostens hat sich seit der Wiedervereinigung mehr als verdoppelt, ist aber immer noch ein Drittel niedriger als im Westen. Störend an dem letzteren Befund ist vor allem die Tatsache, dass die Dynamik dieses Aufholprozesses in den letzten Jahren deutlich abgenommen hat. Manche Experten äußern Zweifel daran, ob es jemals zur verkündeten An-gleichung der Lebensverhältnisse kom-men wird. Was das Rollenbild der Frau angehe, erlebe der Westen, so formuliert der Bericht etwas kryptisch, eine „nach-holende Modernisierung“. Gemeint ist da-mit offenbar die Annäherung des Westens an den höheren Anteil der Frauenarbeit in der ehemaligen DDR und die bessere Ver-sorgung mit Kindergartenplätzen.

Einige der wichtigsten Nachteile der Bürger aus dem Osten lässt der Bericht unerwähnt. Wenn ich mich in der schö-nen Seenlandschaft rund um Berlin um-sehe – ehrlich gestanden tue ich es sel-ten, weil ich als ehemals eingemauerter Westberliner nach alter Gewohnheit im-mer noch am liebsten zum Grunewald- und zum Schlachtensee gehe – frage ich mich, wem eigentlich all diese luxuriös bebauten Seegrundstücke mit den neuen Bootsstegen, diese aufwendig renovier-ten Schlösser und diese Golfplätze ge-hören. Über die Antwort wird niemand lange nachdenken. Selbstverständlich gehören fast alle dieser hübschen Zweit-wohnsitze Leuten aus dem Westen. Nicht etwa, weil hier Gemeinheit und Schiebe-rei im Spiele wäre – das im Zweifelsfalle auch – sondern ganz einfach, weil den „Einheimischen“ das Kapital fehlte. Wer im Osten lebte, erbte nichts, konnte keine

Rücklagen bilden, besaß nichts, wenn er nicht spezielle Beziehungen zur Regie-rung oder zur „Firma“ unterhielt. Das ist wohl eine von den Ungerechtigkeiten der Geschichte, die sich, wenn überhaupt, erst in ein oder zwei Generationen wett-machen lassen.

Wenn es um die emotionale Einheit der Deutschen geht, hören sich die Klagen auf beiden Seiten der verschwundenen Mauer seit Jahren wie Titel einer stark verkratzten Vinyl-Platte an: Die Wessis arrogant und besserwisserisch; die Ossis unbeweglich, wenig initiativ und rasch gekränkt. Ich be-streite nicht, dass solche Zuschreibungen etwas treffen oder getroffen haben; mein Eindruck ist, dass sie schon lange nicht mehr greifen. Interessant ist eigentlich nur die Herkunft dieser Urteile und Vorurteile: Es steht fest, dass die Deutschen diesseits und jenseits der Mauer keineswegs diesel-ben Chancen hatten. Wer sich allerdings das Glück, in einer freiheitlichen Gesell-schaft aufgewachsen zu sein, als persön-liches Verdienst und Talent zurechnet, ist ein Idiot. Wer das Pech, sich mit seiner Fa-milie in einer ineffizienten Planwirtschaft durchschlagen zu müssen, als eine Art persönlicher Schuld – oder im Gegenteil als Vorzug und Privileg begreift (siehe die Rede „vom ersten antifaschistischen Staat auf deutschem Boden“), ist ein Masochist. Selbstverständlich konnte man auch in der DDR ein anständiges Leben führen. Es ist und bleibt falsch, den Deutschen die ungleichen Ausgangsbedingungen nach dem Krieg als Charaktereigenschaften zuzuschreiben. Andererseits hat niemand etwas davon, wenn die Vorteile der sozi-alen Marktwirtschaft und die Nachteile einer sozialistischen Diktatur verharmlost oder – um niemanden zu verletzen – ge-leugnet werden. An dieser Stelle kommen wir nur mit Bescheidenheit und Zuhörbe-reitschaft, nicht aber mit politischer Cor-rectness weiter.

Im Übrigen bin ich hinsichtlich der Aufholjagd der Ossis weit optimistischer als der Jahresbericht. Es war immer eine westliche Illusion zu glauben, dass die Vereinigung der beiden deutschen Staaten würde als den grünen Abbiegepfad.

Kurz vor den Novemberfeiern zum 20. Jahrestag des Mauerfalls überraschte die BZ ihre Leser mit einem Aufschrei: „Was habt ihr dem Westen angetan?“ Und dann zählte die Westberliner Boulevardzeitung auf, was West-Berlin in den Jahren seit der Vereinigung alles verloren hatte: Der Flughafen Tempelhof stillgelegt, die Max-Schmeling-Halle und die Deutschlandhal-

le abgerissen, der Bahnhof Zoo, vormal's der wichtigste Bahnhof der Halbstadt, auf das Niveau eines Vorort-Bahnhofs ge-schrumpft – und nun drohte auch noch der Abriss des Kongresszentrums ICC!

Es war, als meldete sich eine fast ver-gessene Stimme zu Wort: die verbrauchte Stimme des alten Westberlin, die allzu lang durch das Dauer-Lamento der Ost-berliner – über den Abriss des Palastes der Republik und des Lenin-Denkmal's, über Siegerjustiz, über zu niedrige Löh-ne und Renten – überschrien worden war. Hatte Ost-Berlin, hatte der Osten nicht seit zwanzig Jahren mit seinen Klagen die Re-publik beherrscht? War es nicht legitim, dass auch der Westen einmal die Verluste aufzählte, die ihm die Vereinigung zuge-mutet hatte?

Man könnte den Aufschrei in der BZ als ein Kuriosum im Wettstreit um die Krone des Opfers verbuchen, wenn nicht eine höchst reale Verlustangst aus ihm spräche. Hinter dem Getöse des Streits über die Kosten und Defizite der Vereini-gung ist längst ein Prozess im Gange, den ich die Veröstlichung des Westens nenne.

Zugegeben: Die Erhaltung des Flug-hafens Tempelhof war auch in Westberlin umstritten. Aber es steht fest, dass das Vo-tum der Ostberliner, die mit der Luftbrük-ke keine herzerwärmenden Erinnerungen an die amerikanischen „Rosinenbomber“ und an eine heroische Durchhaltezeit verbinden, dem Volksbegehren den To-desstoß versetzte. Hier standen sich nicht mehr wie zu Mauerzeiten zwei höchst un-terschiedliche Erinnerungen und Prägun-gen gegenüber, hier setzte sich die östli-che Erinnerung per Abstimmung durch. Die Westberliner wurden unsanft auf die Tatsache gestoßen, dass die Ostdeutschen eben nicht von amerikanischen Fall-schirmjägern und Landtruppen, sondern durch die Panzerdivisionen der Sowjetu-nion „befreit“ worden waren. In einem strikt antiamerikanischen Umfeld sociali-siert, fühlten sie sich bei ihrem Nein zum Tempelhofer Flughafen durch keinerlei Dankeschuld behindert.

Ähnlich verhielt es sich bei der Ab-stimmung über „ProReli“ (Pro-Religion) – über den von der CDU, der FDP und den beiden großen Kirchen Berlins organisier-ten Volksentscheid gegen den obligatori-schen Ethik-Unterricht an Berliner Schu-len. Umfragen belegten schon vor der Wahl eine Zweiteilung der Stadt. Im „gott-losen“ Ostteil äußerten sich 60 Prozent gegen den Vorschlag, eine Wahlpflicht zwischen Ethik und Religion einzuführen, 40 Prozent dafür. Im „christlichen“ We-

sten war das Verhältnis umgekehrt. Der Volksentscheid scheiterte. Nach Auszählung aller abgegebenen Stimmen ergab sich, dass 51,3 Prozent der Teilnehmer am Volksentscheid mit „Nein“ gestimmt hatten, 48,5 Prozent mit „Ja“. (Die meisten Abstimmungsberechtigten beteiligten sich in Steglitz-Zehlendorf, die wenigsten in Marzahn-Hellersdorf.)

Es war eine „Sieger-Illusion“ zu glauben, dass die Vereinigung der beiden deutschen Staaten nur die ehemalige DDR und nicht auch die alte BRD von Grund auf verändern werde. Wolfgang Schivelbusch hat in einer aufregenden Studie („Die Kultur der Niederlage“) die These vertreten, dass die „Verlierer“ der Geschichte kraft ihrer größeren Flexibilität und der kreativen Not, Mythen über ihre „Niederlage“ zu erschaffen, den „Siegern“ am Ende einen guten Teil ihrer Kultur und ihres Wertesystems aufdrücken.

Seit Jahren bestätigt der Siegeszug der Osis in der Literatur und Kunst diesen Trend. Die Leipziger Malerszene, angeführt von Neo Rauch, reüssierte mithilfe von genialisch stammelnden Galeristen auf dem New Yorker Kunstmarkt. Fast alle wichtigen Romane und Filme der letzten Zeit über die Jahre der Teilung stammen von Schriftstellern und Regisseuren, die in der DDR aufgewachsen sind. Viele große Kunst- und Literaturpreise gehen – durchaus zum Missvergnügen ihrer westdeutschen Kollegen – an Schriftsteller und Künstler aus dem deutschen Osten; tüchtige Funktionäre aus den neuen Ländern haben in allen wichtigen Jurys, Kommissionen und Akademien der vereinten Republik Fuß gefasst. Bei allem Unmut über den Klientelismus der „Osis“: Wer will leugnen, dass Künstler, die einen existentiellen Bruch ihrer Lebensverhältnisse

zu bewältigen hatten, einstweilen mehr zu sagen haben als die westlichen Zuschauer dieses Umbruchs?

Auch in der Politik haben die historischen „Verlierer“ aus dem Osten verblüffende Erfolge zu verzeichnen. Die märchenhafte Karriere von „Angie“ (Angela Merkel) war ein erstes Zeichen. Zielsicher hat Merkel im Garten der SPD gewildert und so ziemlich jedes lebensfähige Pflänzchen dieser Partei umgetopft und mit der Aufschrift CDU versehen. Dank dieser skrupellosen Gärtnerin hat sich das Wertesystem der vereinigten Deutschen unaufhaltsam in Richtung Osten bzw. „soziale Werte“ verschoben. Ratlos sieht der konservative Flügel der CDU Merckels Treiben zu – die wendige Kanzlerin garantiert Mehrheiten. Andererseits wissen viele SPD-Wähler nicht mehr, warum sie ihre eigene Partei überhaupt noch wählen sollen.

Ich bin 1962 nach Westberlin gekommen. Seither habe ich drei Versionen dieser Stadt kennengelernt: die westliche Halbstadt, in der ich lebte und studierte, die östliche, in der ich seit 1964 immer mehr Freunde gewann und besuchte, und schließlich seit 89/90 das vereinte, riesige, immer noch weitgehend unbekannte Berlin, die neue Hauptstadt. Die letzte Version dieser Stadt ist mir mit Abstand die liebste.

Ich kenne keine andere Stadt, die sich in den letzten fünf Jahrzehnten derart verändert hat – und zwar zu ihrem Vorteil. Es ist, als habe die Stadt – und auch das Land – eine vergessene Zeitdimension zurückgewonnen, die in der DDR unentwegt beschworen, aber nur herbeigeredet wurde: Zukunft. Wer nach einem handlichen Beweis für den stillen, aber radikalen kulturellen Wandel sucht, muss nur einen Blick auf unsere derzeitigen politischen Repräsentanten werfen. Seit zehn Jahren wird

das Land von einer ehemaligen DDR-Bürgerin regiert, die nicht etwa in der SPD, sondern in der Männerpartei CDU Karriere machte. Unser Bundespräsident, der ebenfalls aus dem Osten stammt, residiert mit seiner Lebensgefährtin in wilder Ehe im Schloss Bellevue. Das Finanzministerium wird von einem hochgeachteten, energischen Rollstuhlfahrer betreut, das Verteidigungsministerium von einer Frau mit sieben Kindern. Der (inzwischen abgelöste) Regierende Bürgermeister von Berlin bekennt sich fröhlich als Schwuler. Man zeige mir – irgendwo in Europa – eine ähnliche Regierung!

Und wenn Frau Merkel wieder einmal in meiner italienischen Stammkneipe sitzt – ich habe dieses Ristorante nun einmal Jahre vor ihr entdeckt! – dann merkt man nichts von ihr. Es gibt keine schwarze Limousine, die vor dem Eingang wartet, keinen Geheimdienstmann am Nebentisch, die Security in Zivil trinkt ihr Bier irgendwo hinten im Raum und fällt nicht auf. Die Kanzlerin sitzt immer an demselben Fenstertisch, mit dem Gesicht zur Tür, aber sie blickt nicht auf, wenn jemand hereinkommt oder vorbeigeht, um nicht zurückgrüßen zu müssen. Leise und konzentriert spricht sie mit einem, höchstens zwei Gesprächspartnern, die ihr gegenüber sitzen und sie hört auch lange zu. Dieses unauffällige Betragen steckt unwillkürlich auch die anderen Gäste an. Es gibt kein Raunen an den Tischen, allenfalls einen leisen Hinweis auf die ungewohnte Nachbarschaft, verbunden mit der Warnung: „Aber schau jetzt bitte nicht hin!“ „Was ist los mit mir? Was ist los mit den Deutschen?“, fragte ich meinen Tischnachbarn, einen anderen Alt-Achtundsechziger: „So ungefähr hatte ich mir eigentlich immer die Utopie einer zivilen Gesellschaft vorgestellt!“

Der neue Spielplan des Symphonieorchesters – Anmerkungen zu Bemerkungen

Es ist ein beliebter Brauch unter Rezensenten, bei der Vorstellung eines Spielplans hervorzuheben, wer/was nicht vertreten ist. „Zum dritten Mal kein ‚Shakespeare‘!“ wäre ein – fiktives – Beispiel, „zum zweiten Mal kein Mozart“ hingegen konstatierte LN-Redakteur Jürgen Feldhoff nach der Vorstellung des Spielplans für die laufende Saison. Außerdem gab er zu bedenken, das Programm sei „fast rein deutsch“ und resümierte, es sei „fast ein wenig provinziell“. Am 13. September legte Hanno Kabel nach mit einer Betrachtung unter dem Titel „Das Konzert als klingendes Museum“, wobei er kei-

neswegs nur die hiesigen Philharmoniker, sondern die „staatlich geförderten Orchester in Deutschland“ generell im Blick hatte. Schließlich vermisst Konzertbesucher Walter Runge einerseits Bach und Händel, andererseits Werke der klassischen Moderne des 20. Jahrhunderts (Leserbrief vom 27. September).

Zu den einzelnen Punkten: **Mozart:** Im Gespräch mit Hanno Kabel ist Generalmusikdirektor Ryusuke Numajiri so ehrlich zuzugestehen, dass dem deutschen Publikum die romantische Interpretation von Japanern wohl kaum zusagen werde. Außerdem weiß er vermutlich, dass sich

Konzertgänger bei Mozart am ehesten zutrauen, wo es langgehen soll: „Das war kein Mozart!“, und Kritiker sekundieren: „Mozart ist kein Einspielstück.“ (Statt Mozart kommt auch Haydn in Frage.) Vielleicht sollte der GMD fürderhin einen anderen Dirigenten mit einem Werk des Salzburger betrauen?

Rein deutsch: Feldhoff meint vermutlich deutschsprachige Komponisten. Aber selbst dann sind es „nur“ 66 Prozent, wobei allerdings die Nennung von Johannes Brahms mit gleich drei Titeln auffällt. Nun aber eine erstaunliche Feststellung: In der Spielzeit 2014/15 war das Zahlen-

verhältnis genau umgekehrt! Mehr als zwei Drittel der Komponisten waren keine Deutschen. Folglich hatte der Spielplan die Vielseitigkeit, die man in dieser Saison vermissen mag, mit 13 Komponisten aus fünf verschiedenen Ländern, darunter gleich fünf Russen!

In der Tat ist eine gewisse Verengung des gegenwärtigen Angebots unverkennbar. **Bach und Händel**, wie von Herrn Runge gefordert, sind allerdings in der Musikstadt Lübeck in vielen anderen Ensembles gut aufgehoben.

Anders steht es mit der **aktuellen Moderne**. Wenn sie denn einmal dargeboten wird, stellt der Dirigent sie tunlichst an den Anfang eines Programms. Die Konzertbesucher ziehen die Köpfe ein und warten auf das erste „richtige“ Stück. So zu beobachten bei „Helix für Orchester“ des 1958 geborenen Finnen Eka-Pekka Salonen im Oktober 2014.

GMD Numajiri verweist auf die enormen Kosten, die die Aufführung eines zeitgenössischen Werkes bringe: „Wenn wir 10 Minuten neueste Musik machen, müssen wir auf eine Mahler-Sinfonie verzichten.“ Und Pianist Martin Stadtfeld, jüngst in Lübeck zu Gast, befand: „Neue Musik ist oft verkopft.“ Schließlich spricht Kolumnist Axel Brüggemann in der Musikzeitschrift „Crescendo“, Heft 5, 2015, von „kunstvoll errechneter Musik, die sich der Entschlüsselung beim Zuhören verweigert“.

Am Ende seiner Ausführungen möchte der Referent auch einen Wunsch äußern und den Blick in die USA (Gershwin, Copland, Ives, Bernstein) und nach Großbritannien richten. Die Kenntnis des dortigen Musikgeschehens beschränkt sich, so steht zu befürchten, auf die „Last Night of the Proms“. Wir nennen: Elgar, Britten, Vaughan Williams, Walton, Bax ..., Vielleicht trägt ja demnächst eine frische Westwinddrift unserem tüchtigen GMD einen praktikablen Vorschlag zu!

Klaus Brenneke

Vierter Internationaler Buxtehude-Orgelwettbewerb

Am 3. Oktober hatte die Musikhochschule Lübeck zum Preisträgerkonzert des nun schon vierten Buxtehude-Orgelwettbewerbs in die St.-Jakobi-Kirche geladen. Wieder hatten sich junge Musiker aus vielen Ländern auf dem Weg nach Lübeck gemacht, um ihr Können zu zeigen. In diesem Jahr fand die zweite Runde des Wettbewerbs erstmals in Hamburg an der sehr gelunge-

nen Rekonstruktion der Barockorgel in St. Katharinen statt. So stand auf dem Programm des Preisträgerkonzertes folgerichtig auch eine Fuge des langjährigen Katharinenorganisten und Freundes Buxtehudes Johann Adam Reincken. Das brillante Werk wurde von der in Moskau gebürtigen Natalia Uzhvi, Studentin an der hiesigen Hochschule und Assistenzorganistin an St. Marien, technisch souverän interpretiert. Sie erhielt den dritten Preis in diesem Wettbewerb und hatte den Abend mit einem Praeludium von Matthias Weckmann, der einstmals eine Lübeckerin ehelichte, eröffnet. Zweimal wurde ein erster Preis vergeben: Marina Ragger aus Österreich stellte zunächst am Richbornpositiv mit einem Fancy des Engländers Byrd ihre Fingerfertigkeit unter Beweis. Die gelehrte Fantasie „Io son ferito“ des Hallensers Samuel Scheidt, von Ragger an der Stellwagenorgel gespielt, hätte etwas mehr Farbigkeit vertragen können. Ragger ließ auch die Große Orgel erklingen mit einem Werk von Benoit Mernier. Allerdings erschloss sich dessen „Invention V“ ebenso wenig wie auch Andries van Rossens „Onliner“, gespielt von Adriaan Hoek am Richbornpositiv. Der holländische Organist Hoek, ebenfalls 1. Preisträger des Wettbewerbs, beendete mit einer schön gespielten und farbig registrierten Interpretation des groß angelegten „Te Deum laudamus“ von Buxtehude an der Stellwagenorgel den Abend. Vielleicht hätte etwas mehr Musik des Lübecker Großmeisters dem Programm gut getan. Auch in diesem Jahr hatte die Gemeinnützige Sparkassenstiftung die Finanzierung des Wettbewerbs übernommen. Die Geschäftsführerin der Stiftung, Martina Wagner, wies in ihrem Grußwort darauf hin, dass der von den Professoren Danksagmüller und Gast maßgeblich vorbereitete Wettbewerb inzwischen weltweit in der Szene bekannt ist und damit das Renommee Lübecks als Kulturstadt stärkt. *Arndt Schnoor*

Haydns „Jahreszeiten“ in St. Gertrud

Über ein volles Haus konnte sich Kantor Peter Wolff am Sonntag nach Erntedank in der St. Gertrudkirche freuen. Zu hören war ein volkstümliches, dennoch selten aufgeführtes großes Werk für Soli, Chor und Orchester, Joseph Haydns Oratorium „Die Jahreszeiten“. Wolff hatte drei der vier Kantaten ausgewählt, denn auch mit Frühling, Herbst und Winter

kommt eine abendfüllende Aufführung von gut hundert Minuten Länge zustande. Es sind zudem die abwechslungs- und spannungsreichsten Teile des Alterswerkes von Haydn und seinem Texter Baron Gottfried van Swieten, der ein englisches Naturgedicht zur Grundlage seines Librettos genommen hatte. Seine Solosänger haben Namen, bezeichnen Figuren aus dem bauerlichen Lebenskreis. Simon heißt der erfahrene Pächter, Hanne seine Tochter, Lukas der junge Landwirt, vermutlich der Schwiegersohn in spe.

Die drei Solisten haben große Aufgaben zu bewältigen. Zsuzsa Beresnai (Sopran) konnte nicht nur mit den gut bewältigten Spitzentönen, sondern mit schönen Phrasierungen und Verzierungen punkten. Launig und kapriziös erklang zum Beispiel ihr Strophenlied „Ein Mädchen, das auf Ehre hielt“. Wolfram Wendes beweglicher Tenor kam wohlklingend, ohne Schärfe. Gelingen auch die Stimmungswechsel im dritten Teil, in der Arie „Hier steht der Wand'rer nun“. Jan Westendorffs voluminöser Bass füllte mühelos den Kirchenraum. Er verband in seiner letzten Arie („Erblicke hier, betörter Mensch“) Besinnung mit Aufruf zum Nachdenken. Gut gearbeitet waren die Terzette, die Haydn oft mit dem Chor verschränkt.

Als Chor hatte Peter Wolff die Vereinigte Kantorei (des Stadtteils) St. Gertrud sowie das Ensemble VocaPella Lübeck aufgeboten. In Einzeleinsätzen, als geteilter Chor, in den Fugen, vor allem natürlich im vollen Gesamtklang gaben Sängerinnen und Sänger ihr Bestes, überzeugten das Publikum ebenso wie die „Sinfonietta Lübeck“ als zupackend musizierendes Orchester. Wolff arbeitete nicht nur Rhythmus- und Taktwechsel heraus, sondern auch die unterschiedlichen Stimmungen. Fröhlich und schwungvoll ging es bei Ernteszenen oder Weinfesten zu. Besinnlich und bedächtiger wurde das Geschehen in den Winterszenen, wenn die Natur erstarrt und die Menschen sich zusammendrängen. Dadurch wurde auch die Verkündigung erlebbar, mit der der siebzehnjährige „Papa Haydn“ aus seinem Naturepos eine christliche Ermahnung machte: Die Jahreszeiten werden zu Sinnbildern für Abschnitte des menschlichen Lebens. Der Doppelchor am Schluss forderte mit Pauken und Trompeten zu Zuversicht und Ewigkeitshoffnung auf. Starker Beifall dankte den Mitwirkenden.

Konrad Dittrich

Vom eifernden Ablassprediger zu Fragen der Muttergottes

In St. Marien ließen Künstler und Mitarbeiter der Gemeinde Kunstwerke lebendig werden. Nicht nur im Museumsquartier St. Annen ist unter dem Stichwort „Lübeck 1500“ Kunst zu erleben. Auch die Altstadtkirchen sind in das Programm einbezogen. Zum Beispiel St. Marien. Ein großer Kreis von Künstlern und Mitarbeitern ließ am Freitag bei einer „Nacht in St. Marien“ Kunstwerke lebendig werden. Trotz vieler Verluste im Zweiten Weltkrieg haben sich großartige Beispiele aus der Zeit kurz vor der Reformation erhalten. Zudem: Musik überwindet nicht nur sprachliche Grenzen, sondern auch die Jahrhunderte. Gregorianische Chorgesänge boten die Männerstimmen der Knabenkantorei unter Leitung von Michael D. Müller am Beginn. Marienorganist Johannes Unger setzte zwei Stunden später den Schlusspunkt mit 30 Minuten Orgelmusik der Renaissance auf der Totentanzorgel. Pastor Robert Pfeifer erläuterte dem großen Besucherkreis den Ablauf des Abends. Die Darbietungen in verschiedenen Bereichen des großen Kirchenraumes seien als Impulse gedacht. Niemand war gezwungen, dem Programmumfang akribisch zu folgen. Ruhepausen an selbst gewählten Orten, eigenes Nachsinnen im nächtlich erleuchteten Raum seien durchaus gestattet. Ebenso die leibliche Stärkung in der Totentanzkapelle. Speisen und Getränke zum Totentanz – was für eine Dialektik, sagte Pfeifer.

Eine Stimme aus dem Dunkel entpuppte sich als die des Ablasspredigers Johann Tetzl. Hanno Kabel als Tetzl versprach gegen entsprechende Gebühr

das Rundpaket zur Seligkeit. Wer mehr anlegen wollte, dem versprach der Senior Sales Manager des ewigen Rom sogar den eleganten Weg am Fegefeuer vorbei. Hintergrund der Brandrede: Aus solchen Stimmungen entstand um 1500 sakrale Kunst. Grüne und rote Farbungen leckten plötzlich an den Pfeilern empor. Diese Farben gehören in der Kunst zum Evangelisten Johannes, erläuterte Pastor Pfeifer. Mit den Skulpturen von Johannes und Antonius nämlich, die den Eingang der Bürgermeisterkapelle flankieren, ging es weiter.

Der Evangelist und der Eremit aus dem 4. Jahrhundert traten in einen Dialog zu Glauben und Leben, in szenischer Lesung dargeboten von Hartmut Lange. Vor dem goldenen Schnitzaltar der Marienidenkapelle trug Rebecca Indermaur einen Monolog von Christine Brückner vor: Maria stellt Fragen an Gott, an den Sohn, an Vertreter von Religion und Staat. Pastorin Annegret Wegner-Braun ergänzte das mit Worten der Legenda aurea des 13. Jahrhunderts. Pianist Peter Ortmann unterstützte die nachdenklichen Momente mit ruhigen Jazzakkorden. Danach war das Publikum gefragt. Dreizehn mal zwei Personen wurden als „Tandem“ gebeten, die Figuren der Abendmahlsszene aus dem Sandsteinrelief des Heinrich Brabender als lebendes Bild nachzustellen: 13 Personen am langen Tisch, 13 Helfer als Korrektoren. Spannend war der eine Satz, mit dem die Sitzenden ihre Gefühle schildern durften.

Schließlich wurde in den Hochchor gebeten. Vor, hinter, auf dem Altarblock tanzten Shiao Ing Oei und Annika Willemsen eine Performance „Mond und Sonne“. Das[nbsp] Goldgelb und das Blau

der Madonna aus dem Swarte-Altar hüllte die Tänzerinnen ein, die Gefühle und Emotionen von Mit- und Gegeneinander in ruhigen Schrittfolgen ausdrückten. Adäquate Musik hierzu lieferten Saxophonist Stefan Kuchel und Schlagzeugprofessor Johannes Fischer. Den Text-Hintergrund des Bildes mit der Mondsichelmadonna im Strahlenkranz las Pastorin Wegner-Braun aus dem letzten Buch der Bibel.

Das Publikum folgte gespannt oder unterhielt sich leise in der Totentanzkapelle. Zum Gelingen trug auch die Beleuchtung bei. Den Raum erhellten – von Scheinwerfern beim jeweiligen Geschehen abgesehen – nur Kerzen an den Pfeilern und indirekter Schein im Obergaden.

Konrad Dittrich

LiteraTour zu Gerhard Hauptmann

Es gab nicht nur den Hauptmann von Köpenick, sondern auch Gerhart Hauptmann in Erkner bei Berlin. Im Rahmen der 24. Litera-Tour des Lübecker Autorenkreises bewegte sich die bibliophile Gruppe vom 28. bis 30. August unter dem Motto „Kennenlernen- aufeinander zugehen“ auf den Spuren von Gerhart Hauptmanns.

Potsdam, die Hauptstadt des Landes Brandenburg, ist ein traditionsreicher Film- und wichtiger Medienstandort. König Friedrich Wilhelm I. ließ Potsdam ab 1713 zur Garnisonsstadt ausbauen, auch König Friedrich II., der Große, setzte den Ausbau fort, im 19. Jahrhundert auch Friedrich Wilhelm IV., besonders die Parkanlagen. Nach dem 2. Weltkrieg wurde am 2.8.1945 im Schloss Cecilienhof das Potsdamer Abkommen verabschiedet.

Eine Rundfahrt unter dem Motto „Das Beste von Potsdam“ führte am 28. August mit dem eigenen Bus mit zwei Ausstiegen durch das historische Potsdam bis zur Glienicker Brücke, von der sich u.a. ein Ausblick auf die Schloss- und Parkanlagen von Babelsberg bot. Der neue Garten lud anschließend zur Außenbesichtigung des Schlosses Cecilienhof mit Blick auf das Marmorpalais. Ein Besuch im Park Sanssouci rundete die Tour ab, die von Inge Heinz beherzt, kenntnisreich und engagiert moderiert wurde.

Am 29. August gab es dann eine einstündige Führung durch das Gerhart Hauptmann-Haus in Erkner unter der kenntnisreichen und engagierten Leitung des Museumsdirektors Rolfs. Der deutsche Schriftsteller Gerhart Hauptmann wurde am 15.11.1862 in Ober-Salzbrunn/Schlesien geboren und starb am 6.6.1946



(Foto: Hans-Jörg Gemeinholzer)

in Agnetendorf/Schlesien. Nach einem Kunststudium in Breslau und Rom lebte er seit 1884 in Berlin, von 1885-88 als freier Schriftsteller in Erkner bei Berlin.

1933 zog sich Hauptmann für mehrere Jahre nahezu vollständig aus der Öffentlichkeit zurück, ohne jedoch gegen den Faschismus Stellung zu beziehen. Durch den schon früh begründeten, in seinen späteren Werken immer stärker zutage tretenden Konnex von mythischer und realistischer Weltanschauung erreichte er eine ästhetisch und thematisch unverkennbare Eigenständigkeit. Für die Zeitgenossen besaß Hauptmann eine große Bedeutung als größter Dramatiker des 20. Jahrhunderts, ja als „letzter Klassiker“ und „Goethe der Moderne“, eine Wertung, der er in seiner Autobiographie „Das Abenteuer meiner Jugend“ (1937) selbst entgegenzuarbeiten suchte. Die breite Bedeutung beweisen die Übersetzungen seiner Werke in viele Sprachen wie die zahlreichen Verfilmungen seit 1913 und die Bühnengegenwart seiner wichtigsten Stücke: „Der Biberpelz“ (1893), „Rose Bernd“ (1903), „Die Ratten“ (1911).

Am frühen Abend lasen dann brandenburgische und lübeckische Autorinnen und Autoren im vollbesetzten Gerhart Hauptmann-Haus eigene Lyrik und Prosa.

Lutz Gallinat

Mittwochsbildung: Verschiebung gesellschaftlicher Werte

Das neue Schuljahr ist eröffnet. „Gesellschaft – Vielfalt – Inklusion“ steht 2015/2016 über der „Mittwochsbildung“. Den Anfang der Vortragsreihe machte der Frankfurter Soziologe Prof. Dr. Tilman Allert mit dem Thema „Die Verschiebung gesellschaftlicher Werte und die Zukunft des Zusammenlebens“. Sein Fazit zum Thema Wertewandel: „Grund zur Panik gibt es nicht, Grund zum Nachdenken schon.“

Zusammenleben, das impliziert vor allem den Begriff der Familie – erstaunlicherweise immer noch, denn das einst so feste Klein-Konstrukt aus Vater, Mutter, Kindern (das ja auch den Mehrgenerationen-Verband abgelöst hat) ist längst ein bunteres geworden. Patchwork, gleichgeschlechtliche Verbindungen, Generationen übergreifende Verbindungen, Blutsbande, Wahlverwandschaften. Alles ist möglich und hat die alten Vorstellungen von „geordneten Verhältnissen“ unterwandert. Und gewandelt. Allert macht dies an einem scheinbar alltäglichen Beispiel klar: An der Namensgebung der Kinder, der er

„ein hohes Moment der Magie“ einräumt und die er als die „erste Garnitur, in die die Neugeborenen gesteckt werden“, bezeichnet. Keinen Geringeren als Joseph Ratzinger nimmt er als Beispiel. Der spätere Papst, drittes Kind der Familie, trägt den Namen des Vaters, die Schwester den der Mutter, der Bruder ist nach einem sozial aufgestiegenen Verwandten benannt, ganz so, wie es die Tradition verlangte. Da wurde, so Allert, ein kultureller, werteverpflichtender Kosmos weitergegeben. Und heute? Die Namensgebung ist enttraditionalisiert. Eine Werteerosion kann Allert darin jedoch nicht erkennen: „An Stelle der Traditionen sind selbst gewählte Werte getreten.“ Das wiederum erhöhe die Sensitivität der Personen untereinander und erschwere zugleich autoritäre Strukturen.



Prof. Dr. Tilman Allert

Es ist ein Spagat, den die Strukturmerkmale der Moderne von sozialisatorischen Beziehungen verlangen. In Arbeits- und Lernwelten sollen Beziehungen kündbar, rollendistanziert, substituierbar sein; sozialisatorische Institutionen fordern dagegen Konstanz; das genaue Gegenteil also. Allert gibt ihnen diese Merkmale mit auf den Weg: Nichtkalkulierbarkeit, Nichtaustauschbarkeit, ewige Dauer. Liebe sei nichtleistungsorientierte Zuneigung und die Anerkennung der Differenz, sagt Allert und wird im nächsten Schritt unbequem, denn er macht die Krippenerziehung zum Thema. Kinder erlebten hier eben nicht die Konstanz sozialisatorischer Institutionen, sondern die Strukturmerkmale der Moderne. Was die Folgen dieser Erziehung seien, „können wir nicht bestimmen“; und Allert legt

nach: „Sozialisatorisch halte ich es für eine Katastrophe.“

Nächster Vortrag zur mittwochsBILDUNG ist am 4. November: „Inklusive Bildung in einer leistungsorientierten Gesellschaft und Schule – Von der Utopie zur Wirklichkeit“ mit Prof. Dr. Kerstin Merz-Atalik, Ludwigsburg. *Karin Lubowski*

Bürger auf Abwegen – Eine spannende Ausstellung im Buddenbrookhaus

Das Buddenbrookhaus zeigt noch bis zum 8. November eine gemeinsame Ausstellung des Heinrich-und-Thomas-Mann-Zentrums und des Theodor-Storm-Hauses, die sich mit der literarischen Beziehung zwischen Theodor Storm und Thomas Mann beschäftigt. Vor allem geht es hierbei um das Nachzeichnen des Einflusses, den Theodor Storm auf Thomas Mann ausübte und auf die gemeinsamen Bezugspunkte in ihrem Leben und Werk.

Um mit dem Letzteren anzufangen: Beide legten Wert auf ein bürgerliches Erscheinungsbild, wobei Thomas Mann die bürgerliche Attitüde nach außen gab, ohne je einen bürgerlichen Beruf erlernt oder ausgeübt zu haben. Anders Theodor Storm: Er war von 1842 bis 1880 als Rechtsanwalt und Richter tätig und schrieb seine Lyrik und Novellen in seiner freien Zeit.

Hier wird Leben zur Literatur, denn in Thomas Manns Frühwerk Tonio Kröger arbeitet sich dieser an dem inneren Konflikt zwischen Künstler und Bürger ab – und wird dabei zu einem „Bürger auf Irrwegen“, Inspiration für die Namensgebung der Ausstellung.

In dieser werden zwei bürgerliche Künstler vorgestellt, die zwar äußerlich den jeweils herrschenden gesellschaftlichen Normen entsprachen, im (un-)gelebten Leben jedoch hiervon abweichenden Vorstellungen und Träumen nach(g)gingen und dabei erstaunliche Parallelen aufwiesen: so führten beide ein intensives und zum Teil tragisches Familienleben, beide verließen wegen ihrer politischen Überzeugungen ihre Heimat und am Ende ihres Lebens hinterließen sie beide ein dichterisches Werk, das noch heute zu fesseln versteht.

Und genau dieses macht den besonderen Verdienst der Ausstellung deutlich: Ohne selbst inhaltlich auf ihre Dichtung einzugehen, macht sie einfach Appetit auf mehr! Dieses gelingt trotz der einseitigen Optik der Ausstellungskonzeption, denn hier blickt notwendigerweise ausschließlich der 1875 geborene Thomas Mann

auf den 1887 gestorbenen Theodor Storm zurück und erkennt in ihm einen der Helden seiner jungen Jahre. Dem fixierenden Blick durch das Monokel Thomas Manns fallen dabei nicht nur einige Bücher in der Ausstellung zum Opfer (!), sondern er gewährt manchen tieferen und aufschlussreichen Zugang in weniger bekannte Hintergründe ihres Lebens und Schaffens.

Auf diese Weise liefert die Ausstellung spannende und überraschende Einblicke in den persönlichen Kosmos zweier „Bürger auf Abwegen“ und macht dabei neugierig auf eine Wieder-Entdeckung des Werkes eines großen, jedoch schon halbvergessenen Schriftstellers des 19. Jahrhunderts, der mehr als nur einen Schimmelreiter hinterlassen hat!

Michael Eggerstedt

„Es hat mich gepackt.“ – Die zwei Leben der Isa Vermehren

In Lübeck gibt es den Vermehrenring. Diese Ehrung gilt aber nicht Isa, sondern Julius Vermehren, der u. a. auch Senator und Bürgermeister Lübecks war. Die Vermehrens gehörten zum „Kaufmannsadel“ Lübecks, sie waren sozusagen Buddenbrooks.

Isa Vermehren ist 1918 in Lübeck geboren und starb 2009 in Bonn. Sie besuchte die Lübecker Ernestinenschule und musste diese verlassen, weil sie die „Ehrung“ der Nazi-Flagge verweigerte. Sie ging nach Berlin und trat dort als Kabarettistin auf. Sie machte Karriere – aber immer hing über ihr das Damoklesschwert des Verbots. 1938 kam es zur entscheidenden Wende in ihrem Leben: Sie trat der katholischen Kirche bei, später auch dem Orden *sacre coeur*. Ein Bruder Isas wechselte die Fronten und arbeitete nun für die Briten. Die Folge: die Familie Vermehren kam in „Schutzhaft“ in verschiedene KZs, darunter u. a. Ravensbrück. Sie alle überlebten diese Extremsituation, offensichtlich hat Isa aber das Versagen der Menschen im 3. Reich zutiefst getroffen. Sie sieht „Hohlräume und Glaubensverlust“. Im Katholizismus erkennt sie ein Hilfsmittel zur Abwehr des nationalsozialistischen Regimes. Sie studiert und wird Leiterin eines katholischen Gymnasiums (später sogar von zweien). Viele Jahre spricht sie das „Wort zum Sonntag“. Sie hat nach ihrer Sicht „kein leichtes Leben“ geführt, aber immer ein „forderndes, sinnerfülltes, auch spannendes“.

Matthias Wegner, der Biograf Isa Vermehrens und Referent des Abends, der

sie auch persönlich gut kannte, zeichnete ein umfassendes Bild der Familie. Leider verhinderte diese Schwerpunktsetzung weitere Überlegungen zu deren Geschichte. Auch ein Gespräch zwischen dem beschlagenen Referenten und der Moderatorin Frauke Hamann, der temperamentvollen Mitarbeiterin der Zeit-Stiftung, kam zu kurz.

Die Vortragsreihe des Willy-Brandt-Hauses, der Gemeinnützigen und der Dietrich-Szameit-Stiftung will das „Politische im Denken bedeutender Lübekker“ aufzeigen. Jahrhunderte haben die Vermehrens in Lübeck gewirkt. Diese Geschichte endet in den 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts – jäh und endgültig. Dabei hat Isa Vermehren Lübeck geliebt. Für Wegner offenbaren sich bereits früh einige Anzeichen ihres späteren Den-



kens und Handelns: sie sehnt sich nach einer festen Ordnung und möchte das Banale verachtet sehen. Sie sucht nach dem allzeit Gültigen, Unveränderlichen und Beständigen in dieser Welt. Wegner betonte, dass die selbstverständlichen Ideale ihrer Eltern weiter galten: Humanismus, Menschlichkeit, Liberalität, Freude an Kultur und Wissen, Neugierde. Das Nazi-Regime fegte dies aber alles beiseite.

Gehorsam ist für Isa Vermehren Freiheit, sie findet Ordnung im Orden, sie lacht sehr gern. Leider blieb offen, wie sie sich so kirchenradikal entwickeln konnte. Hier wirken anscheinend doch ganz eigenständige Traditionen. Die Diktatur lähmt und befreit sie. Wegner räumte aber auch Brüche ein. Doch: Im Kern habe es sie „gepackt“.

Mit der Vortragsreihe wird erkennbar, wie das „Lübsche“ auf in dieser Stadt lebende Personen einwirkt. Inzwischen hat es sieben solcher „Skizzen“ gegeben (Julius Leber, Arnold Brecht, Erich Mühsam, Thomas und Heinrich Mann und Theodor Eschenburg). Diesmal stand endlich eine Frau im Fokus. Der nach Isa Vermehren Nächste wird Gustav Radbruch sein. Die Konturen der Reihe werden jetzt sichtbarer. Heraus kommt ein lebendiges Lübeck-Bild.

Erfreulich war das rege Interesse an der Veranstaltung.

Jürgen-Wolfgang Goette

Lesehinweis:

Matthias Wegner, Ein weites Herz. Die zwei Leben der Isa Vermehren. Berlin: List 2004, 367 S., 45 Abb., 9,99 Euro.

Haydns „Jahreszeiten“ in St. Gertrud

Über ein volles Haus konnte sich Kantor Peter Wolff am Sonntag nach Erntedank in der St. Gertrudkirche freuen. Zu hören war ein volkstümliches, dennoch selten aufgeführtes großes Werk für Soli, Chor und Orchester, Joseph Haydns Oratorium „Die Jahreszeiten“. Wolff hatte drei der vier Kantaten ausgewählt, denn auch mit Frühling, Herbst und Winter kommt eine abendfüllende Aufführung von gut hundert Minuten Länge zustande. Es sind zudem die abwechslungs- und spannungsreichsten Teile des Alterswerkes von Haydn und seinem Texter Baron Gottfried van Swieten, der ein englisches Naturgedicht zur Grundlage seines Librettos genommen hatte. Seine Solosänger haben Namen, bezeichnen Figuren aus dem bäuerlichen Lebenskreis. Simon heißt der erfahrene Pächter, Hanne seine Tochter, Lukas der junge Landwirt, vermutlich der Schwiegersohn in spe.

Die drei Solisten haben große Aufgaben zu bewältigen. Zsuzsa Beresnai (Sopran) konnte nicht nur mit den gut bewältigten Spitzentönen, sondern mit schönen Phrasierungen und Verzierungen punkten. Launig und kapriziös erklang zum Beispiel ihr Strophengesang „Ein Mädchen, das auf Ehre hielt“. Wolfram Wendes beweglicher Tenor kam wohlklingend, ohne Schärfe. Gelungen auch die Stimmungswechsel im dritten Teil, in der Arie „Hier steht der Wand'rer nun“. Jan Westendorffs voluminöser Bass füllte mühelos den Kirchenraum. Er verband in seiner letzten Arie („Erblicke hier, betörter Mensch“) Besinnung mit Aufruf zum Nachdenken.

Gut gearbeitet waren die Terzette, die Haydn oft mit dem Chor verschränkt.

Als Chor hatte Peter Wolff die Vereinigte Kantorei (des Stadtteils) St. Gertrud sowie das Ensemble VocaPella Lübeck aufgeboten. In Einzeleinsätzen, als geteilter Chor, in den Fugen, vor allem natürlich im vollen Gesamtklang gaben Sängerinnen und Sänger ihr Bestes, überzeugten das Publikum ebenso wie die „Sinfonietta Lübeck“ als zupackend musizierendes Orchester. Wolff arbeitete nicht nur Rhythmus- und Taktwechsel heraus, sondern auch die unterschiedlichen Stimmungen. Fröhlich und schwungvoll ging es bei Ernteszenen oder Weinfesten zu. Besinnlich und bedächtiger wurde das Geschehen in den Winterszenen, wenn die Natur erstarrt und die Menschen sich zusammendrängen. Dadurch wurde auch die Verkündigung erlebbar, mit der der siebzigjährige „Papa Haydn“ aus seinem Naturepos eine christliche Ermahnung machte: Die Jahreszeiten werden zu Sinnbildern für Abschnitte des menschlichen Lebens. Der Doppelchor am Schluss forderte mit Pauken und Trompeten zu Zuversicht und Ewigkeitshoffnung auf. Starker Beifall dankte den Mitwirkenden.

Konrad Dittrich

Hebbels Nibelungen – gelungen

Machtgier. Verrat. Mord und Totschlag. Männerphantasien. Von der Treue bis in den vorhersehbaren Tod, die den Nibelungen scheint seit Jahrhunderten nachgesagt wird, bleibt schon in Friedrich Hebbels Trauerspiel „Die Nibelungen“ nichts Gutes mehr. Andreas Nathusius hat es jetzt für das Theater inszeniert. Damit wird das – inzwischen weit gewordene –

Projekt „Wagner trifft Mann“ fortgesetzt. Es ist ein Stück mit den Wurzeln im Mythischen und dem Geist im Hier und Jetzt.

„Drums and drama“ ist die Homepage des Schauspielers Till Bauer überschrieben. An der Beckergrube lebt er seine Doppelbegabung nun aus. Er hat die Rolle des Etzel inne. Als Drummer, als Taktgeber der Katastrophe, ist er aber von Anfang an dabei und sorgt für eine Akustik, die den Zuschauer gelegentlich an den Rand des Erträglichen bringt. Geräusch und Lichteffekte schaffen Unruhe im sprachgewaltigen Stück. Auf drei Stunden und 15 Minuten hat Nathusius den ursprünglich auf zwei Tage verteilten Text zusammengestrichen und die Anzahl der vorgesehenen Darsteller von mindestens 25 auf 11 reduziert. Das mag die Schönheit Hebbel'scher Sprache reduzieren, den Kern des Stückes hat es nicht tangiert; es ist eine saubere Arbeit. Und eine pointiert provozierende. Nackte Männer, saunierend, saufend, sich balgend: Nathusius gibt mit dieser entlarvenden Waffenschau seinen Blick auf die moralische Gemengelage der Nibelungen frei. Wo hehre Wertvorstellungen vermutet werden, kriecht politische Intrige, tumbe Neid, unverhüllte Geilheit durch die Adern der feinen Gesellschaft.

In diese Szenerie gerät der wackere Siegfried (Henning Sembritzki), erzählt von seinen Heldentaten und dem Besuch bei Brunhilde (Susanne Höhne). Es dauert nicht lange, bis die Burgunder auch ihm die Klamotten von Leib gequatscht haben. Man weiß, wie es weitergeht. Die Geschichte von Siegfried, Gunther (Thomas Schreyer) und Hagen (Andreas Hutzel), von Brunhild, Kriemhild (Marlene Meyer-Dunker) und von Etzel ist sattsam

bekannt, der Abend wird blutig auf der düsteren Bühne (Annette Breuer).

Von Anfang an aber bricht Nathusius das dramatische Gebilde auf. Zum Beispiel mit Till Bauer als Taktgeber des vermeintlich Unausweichlichen. Zum Beispiel damit, dass er außer mit Schwertern auch mit Schusswaffen metzeln lässt. Zum Beispiel damit, dass seine Kriemhild, der es so wenig wie Brunhild und der Burgundermutter Ute gelingt, die Welt in Frage zu stellen, in der Vergewaltigung und Frauenhandel zum guten Nibelungen-Ton gehören, den Vorhang zwischen Sein und Schein zerreißen: Während die Burgunder sich aus Unrecht Recht zusammenschwätzen, katapultiert Kriemhild-Darstellerin Marlene Meyer-Dunker mit einem Tritt und dem Ausruf „Styropor!“ einen Deko-Findling beiseite, den der kadavergehorsame Volker (Robert Brandt) wankend wieder an seinen Platz schleppt. Das Echo aus dem Publikum ist ein befreites Lachen.

Humorvoll geht es ansonsten nicht zu bei Nathusius' Nibelungen, komisch durchaus. „This is a man's world“ ist im ersten Teil zum Kraftgemeiere der nackten Recken Gunther, Giseller, Hagen, Volker zu hören und kaum nimmt man wahr, wie der Song weitergeht: „But it wouldn't be nothing, without a woman or a girl.“ John Lennons „Imagine“ schwebt am Ende über die Erschlagenen, die sich nun aus ihrer Rolle befreien und zum Schlussbild zusammenfinden.

Das Stück ist rund. Der leider nur mäßig besuchten Premiere wurde ausführlich applaudiert.

Karin Lubowski

„Amazing Grace“ trifft in die Herzen der Kirchgänger

Ein meterhohes Segel thront über dem Altar. Davor ist eine kleine Bühne aufgebaut. Techniker bedienen ein Mischpult. Die ganze Kirche scheint verkabelt. Es ist Gottesdienst in St. Matthäi. Ein Gottesdienst der eher ungewöhnlichen Art. „08/16“ haben ihn die kreativen Gemeindeglieder genannt. Mit themenbezogenen Kirchgängen, die von kleinen Schauspielen und Livemusik begleitet werden, sollen jene Menschen in das Gotteshaus gelockt werden, die sonst eher nicht den Sonntagvormittag für einen Gang in das Gebetshaus nutzen. Ist der „08/16“-Gottesdienst schon ungewöhnlich, setzt die Gemeinde mit eingespielten Musicals noch ein i-Tüpfelchen drauf. Jetzt haben das Sing-Team und der Chor mit dem Musical „Amazing Grace“ brilliert.



Vincenz Türpe (Giseller), Thomas Schreyer (König Gunther), Robert Brandt (Volker), Andreas Hutzel (Hagen von Tronje)
(Foto: Falk von Trautenberg)



(Foto: Rüdiger Jacob)

In zwei Aufführungen haben die Musical-Macher etwa 750 Menschen in die zum Konzertsaal umgebaute Kirche gelockt, haben in jeweils 90 emotionsvollen Minuten die Geschichte um den britischen Sklavenkapitän und späteren Pfarrer, John Newton, erzählt. Das gleichnamige Musical entstammt den Federn von Andreas Malessa und Tore W. Aas. Erzählt wird die dramatische Geschichte von John Newton, der nach dem frühen Tod seiner Mutter im Internat aufwächst und bereits mit zehn Jahren zum Schiffsjungen wird. Als junger Mann verliebt er sich in seine Cousine Polly – nach der Zwangsrekrutierung von der Marine muss er jedoch in den Seekrieg gegen Frankreich ziehen. Bis Newton von Bord desertiert, um zu Polly zu fliehen. Der Verliebte wird gefasst, unehrenhaft entlassen, und entgeht nur knapp dem Galgen. Unfreiwillig wechselt Newton auf ein Handelsschiff, wird zum Sklavenhändler, um sich die Heimreise nach England zu verdienen.

Momente wunderbarer Gnade beginnen. In der Kirche sind es vor allem die künstlerischen Momente, die Matthäi-Pastor Johannes Ströh begeistert haben: „Die Aufführung empfand ich als eine gelungene Komposition aus musikalischer und schauspielerischer Darstellung“, sagt Ströh. „Diese Empfindung wurde durch die vielfach geäußerte Begeisterung der Besucher bestätigt. Die Darbietung wurde als nahezu professionell gelobt, was die Leistung der Solisten, des Chores und der Musiker angeht.“ Das Stück habe nicht nur begeistert, „sondern auch tief berührt und innerlich geöffnet für die Textpassagen, die das Leben John Newtons skizziert haben. Der Weg John Newtons ist bewegend und in seiner Lebensveränderung vorbildhaft. Eindrücklich wurde vermittelt, dass es die Beschäftigung mit dem christlichen Glauben war, die Newtons Einstellung grundsätzlich verändert hat. Veränderung ist möglich. Diese Botschaft

konnte durch die Kombination von Musik, Gesang, Schauspiel und Wort offenbar so vermittelt werden, dass viele Besucher mit Nachdringlichkeit dafür geworben haben, dieses Musical erneut aufzuführen.“ Nach der Reaktion der Besucher, aber auch nach den Erfahrungen aus den „08/16“-Gottesdiensten, ist dies für Ströh „eine angemessene Möglichkeit, auch Menschen, die dem christlichen Glauben und der Kirche eher kritisch gegenüberstehen, mit Glaube und Kirche neu in Kontakt zu bringen.“

Und so hat es die maßgebende Initiatorin des Musicals, Angelika Meier, empfunden: „Die Zuschauer waren gespannt bis zum letzten Ton – wie bei einem guten Film. Als der letzte Ton verklang, war es so, als wäre ein Ventil geöffnet worden. Viele Menschen haben mit uns gesprochen oder uns begeistert in die Arme genommen. Das ist ein überwältigendes Gefühl.“

Immerhin hatten Meier und ihr zehnköpfiges Team seit Januar emsig geprobt, hatten die Kostüme selbst genäht. Um das große Stück auf die personellen und räumlichen Bedürfnisse der kleinen Kirche zuzuschneiden, hatten Gemeindemitglieder Doppelrollen oder mehrere Gesangsparts übernommen. Das Lied „Amazing Grace“ war nicht nur den Matthäi-Sängern bekannt. Der weltbekannte Gospelsong wurde unlängst auch von US-Präsident Barack Obama auf der Trauerfeier für die Opfer des Attentats von Charleston eingestimmt.

Rüdiger Jacob

Spurensuche: Ludwig Hohl

Am 1. Oktober sprach Jutta Kähler im Rahmen des „Litterarischen Gesprächs“ zum Thema „...dass fast alles anders ist – Ludwig Hohl (1904-1980): Annäherung an einen großen Unbekannten“.

Wer war Ludwig Hohl? Ludwig Hohl wurde am 9.4.1904 in Netstal, Kanton Glarus, geboren und starb am 3.11.1980 in Genf. Der aus einem Pfarrhaus stammende Hohl brach seine gymnasiale Aus-

bildung in Frauenfeld und Zürich ab und ging dann ins Ausland, seit 1924 Paris, von 1931 bis 1937 Den Haag. Von 1937 bis zu seinem Tod lebte er unter schwierigen materiellen Bedingungen in Genf. Hohls Hauptwerke, groß angelegte Sammlungen von Erzählungen, Aphorismen und Essays, entstanden bereits 1931-35. Neben der Titelerzählung „Nächtlicher Weg“ gilt „Bergfahrt“ als Hohls bedeutendstes erzählerisches Werk: eine strenge, konzentrierte, seit 1926 vielfach umgearbeitete Schilderung einer Bergbesteigung, die als Parabel der menschlichen Existenz gelesen werden kann.

Die Einordnung in die literarisch-philosophische Tradition ist bei Hohls Notizen problematisch: Die Essays weisen auf Montaigne hin, dessen Selbstreflexion fehlt jedoch meistens, die kurzen, scharfen Alltagsbeobachtungen eher auf Lichtenberg oder auch auf Karl Kraus, der Versuch, diese Alltagsbeobachtungen logisch miteinander zu verknüpfen, damit zu „verobjektivieren“, deutet auf Spinoza. Mit der gesamten „frühen Moderne“ teilt Hohl die Mängelerfahrung am positivistischen biologisch-sozialen Leben.

Jutta Kähler ermunterte, Hohl zu entdecken. Man solle auf Spurensuche gehen. Es gebe viele interessante philosophische Aspekte in Hohls Opus. Der Autor vergrößere scheinbare Banalitäten des Alltags. Er sei glaubhaft und von hohem Rang, würdigte ihn Max Frisch. Die Huldigung solle nicht zu spät kommen, forderte Elias Canetti. Ludwig Hohl sei nicht einmal ein Geheimtipp, wie Max Frisch 1964 melancholisch anmerkte. Man solle ihn dem Dunkel seiner Katakombenexistenz entreißen.

Lutz Gallinat

Redaktionsschluss

für das am 7. November erscheinende Heft 18 der Lübeckischen Blätter ist am Donnerstag, 29. Oktober 2015.



Möbelwerkstätten

www.arps-moebel.de

Steven Arps
Tischlermeister

Kronsford Hauptstr. 12
23560 Lübeck-Kronsforde

Tel. 0 45 08/74 81+18 25
Fax 0 45 08/79 1 20



25 Jahre Deutsche Einheit

Bürger feiern in Schlutup, Selmsdorf und Herrnburg

Hagen Scheffler

Vor einem Jahr wurde des Falls der Mauer vor 25 Jahren gedacht, die Deutschland 28 lange Jahre getrennt hat. In diesem Jahr stand die wiedergewonnene deutsche Einheit am 3. Oktober. 1990 im Mittelpunkt. „25 Jahre Deutsche Einheit“: Das war das Motto, unter dem Tausende von Menschen entlang der ehemaligen Grenze in Schlutup, Selmsdorf und Herrnburg bei strahlender Herbstsonne fröhlich feierten.

Die verschiedenen Veranstaltungsorte wurden durch einen Korso von ca. 300 Radlerinnen und Radlern entlang der Grenze miteinander verbunden, angeführt durch Kerstin Weiss, Landrätin von Nordwestmecklenburg, und durch den Lübecker Bürgermeister Bernd Saxe.

Die Grenzdokumentationsstätte in Schlutup

Schlutup/Selmsdorf war der nördlichste Grenzübergang an der innerdeutschen Grenze zwischen der BRD und der DDR. Durch ihn lief Transitverkehr über die Häfen Rostock und auf Rügen nach Skandinavien, er diente dem kleinen Grenzverkehr, aber er war auch Einfallstor zur Deponie Schönberg, eine lukrative Devisenquelle für die DDR und eine Giftmülldeponie des Schreckens vor den Toren Lübecks. Am 9. November 2004 ist dann im Bereich des Grenzübergangs in einem früheren westdeutschen Zollgebäude ein Grenzmuseum eröffnet worden, die heutige „Grenzdokumentationsstätte“.

Im Festzelt an der Gedenkstätte bildete ein gut besuchter ökumenischer Gottesdienst den Auftakt zum Einheits-Wochenende, das am 3. und 4. Oktober den zahlreichen Besuchern ein buntes, abwechslungsreiches Programm bot. In der Mittagszeit gab es kurze Ansprachen zur Bedeutung der deutschen Einheit von Bürgermeister Bernd Saxe und der Landrätin Kerstin Weiss. Abgeordnete aus dem Bundestag und der Lübecker Bürgerschaft zählten zu den Gästen der Veranstaltung. Gespräche mit Zeitzeugen, der Austausch von eigenen Erlebnissen und Erfahrungen zum Thema Grenze und Einheit oder der Besuch des Grenz museums mit einer Sonderausstellung der Heinrich-Böll-Stiftung zum DDR-Frauenvollzug am Beispiel des



Neu errichtetes Mahnmal für die Opfer an der innerdeutschen Grenze

(Foto: Hagen Scheffler)

Gefängnisses Hoheneck boten viel Gesprächsstoff und Anregung. Eine Reihe musikalischer Darbietungen, manchmal etwas abrupt aufeinanderfolgend, sorgte im Festzelt für gute Stimmung, u. a. begeisterte der Lübecker Shantychor „Möwenschiet“, der seit Jahren mit seinem musikalischen Auftritt das Grenzmuseum unterstützt.

Ingrid Schatz, unermüdlicher Motor der Gedenkstätte, nutzte die Gelegenheit, um ihren tief empfundenen Dank den vielen ehrenamtlich Mitwirkenden im Museum und an der Vorbereitung des Einheitsfestes auszusprechen. Denn die Grenzdokumentationsstätte bewahre Anschauungsmaterial über die Zeit der Teilung, erinnere an die Opfer an der Grenze und informiere über die Vorgänge der Wiedervereinigung. Das Grenzmuseum sei – so die Vorsitzende der Grenzdokumentationsstätte – ein unverzichtbarer Bestandteil der Erinnerungskultur, vor allem auch für junge Menschen, die über die Zeit aus eigenem Erleben nicht Bescheid wüssten.

Achim März überreichte dem Grenzmuseum im Namen des Gemeinnützigen Vereins Schlutup eine Geldspende in Höhe von 600 Euro und verband damit Anerkennung und Dank für das Team unter Leitung von Ingrid Schatz.

Mahnmal gegen das Vergessen

Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand die Einweihung eines besonderen Mahnmals für die Opfer an der ehemaligen innerdeutschen Grenze von Mecklenburg-Vorpommern, eine Erinnerungsstätte „gegen das Vergessen“ vor dem Eingang zum Grenzmuseum. An dem Mahnmal, das aus dem Material des ehemaligen Metallgitterzauns an der Grenze gebildet ist, sind Bilder von vier Opfern und ihre Lebensläufe in deutscher und englischer



Sprache angebracht. Bei den Toten handelt es sich um: Harry Weltzin (1955-78), Rainer Burgis (1958-78), Hans Georg Lemme (1953-74) und Michael Gartenschläger (1944-76).

Es ist die erste Gedenkstätte dieser Art in Schleswig-Holstein, wichtig für „die Erinnerung“, die zu den „Bausteinen einer glücklichen Zukunft“ gehöre, wie Michael Markus Schulz, Bundesvorstandsmitglied der „Union der Opferverbände Kommunistischer Gewaltherrschaft“ (UOKG) bei der Einweihung sagte. Zu der Erinnerungskultur zählt dann wohl auch die bittere Wahrheit, dass das Landgericht Schwerin in Prozessen alle Täter, sowohl den Kapitän, der mit seinem Patrouillenboot den flüchtenden Lemme in der Elbe überfahren und dabei tödlich verletzt hatte, als auch das Stasi-Sonderkommando, das Gartenschläger bei der Demontage von Selbstschussanlagen in eine Falle gelockt hatte, frei gesprochen hat.

Ingrid Schatz, auf die Zukunft der Grenzdokumentationsstätte angesprochen, bedankte sich bei allen Unterstützern und Sponsoren, die nicht nur beim Betrieb, sondern auch beim Ausbau zur besseren Präsentation der

Objekte behilflich seien, und zeigte sich sehr zufrieden über die Akzeptanz, die die Dokumentationsstelle in der Region finde, insbesondere auch bei Schülern und Touristen. Außerdem wolle sie prüfen, ob für die vielen Opfer, die auf der Flucht über die Ostsee umgekommen seien, Schlutup eine würdige zentrale Gedenkstätte werden könne.

Was wird aus dem „grünen“ Denkmal zur Wiedervereinigung?

Im letzten Jahr wurde das „grüne lebendige Denkmal“ für „25 Jahre Wiedervereinigung“ am Bahnübergang beim Kleingartenverein „Am Rittbrook“ zum Lauerholz angelegt. Das „wachsende Denkmal“ für die Deutsche Einheit bestand aus einer Kiefer (Symbol für den Osten), einer Buche (Symbol für den Westen) und einer Eiche (Symbol für das vereinte Deutschland). Verantwortlich war eine Initiative von Werner Erhardt unter der Schirmherrschaft der Bundeskanzlerin Angela Merkel, unterstützt von der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald.

Wenn man nach einem Jahr das Denkmal in Augenschein nimmt, kommt man ins Grübeln. Die Kiefer, wohl auch zu nahe an den Bahndamm gepflanzt, ist bereits abgestorben. Die beiden anderen Bäume machen einen mickrigen Eindruck. Es ist höchste Zeit für die Verantwortlichen, das „grüne Denkmal“ wieder zu beleben, damit das Motto seine Symbolkraft behält: „Deutschland wächst zusammen, wie diese Bäume.“



Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Direktor: Titus Jochen Heldt
Königstraße 5, 23552 Lübeck, Tel.: 7 54 54, Telefax 79 63 54,
Büro montags bis freitags ab 9 Uhr geöffnet

Bankkonto: Sparkasse zu Lübeck IBAN DE85 2305 0101 0001 0000 17

Stellvertretende Direktorin: Antje Peters-Hirt

E-Mail: info@die-gemeinnuetzige.de

Internetadresse: www.die-gemeinnuetzige.de

Impressum: LÜBECKISCHE BLÄTTER

www.luebeckische-blaetter.info

Herausgeberin: Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, Königstraße 5, 23552 Lübeck, Telefon: 754 54, Telefax: 79 63 54. Verantwortlich: Doris Mührenberg.

Verantwortlicher Redakteur (V.i.S.d.P): Dr. Manfred Eickhölder, Telefon: (0451) 5 80 83 24, E-Mail: info@luebeckische-blaetter.info

Die Zeitschrift erscheint 14-täglich außer in den Monaten Juli/August. Die Artikel stellen keine offiziellen Meinungsäußerungen der Gesellschaft dar, sofern sie nicht ausdrücklich als solche gekennzeichnet sind. Für den Abdruck von Artikeln und Fotos wird eine Vergütung nicht gewährt. Die Kürzung eingesandter Artikel bleibt vorbehalten. Einzelpreis: € 2,10. Für Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Verlag und Druck: Max Schmidt-Römhild KG, Mengstraße 16, 23552 Lübeck, Telefon: 70 31-207, Telefax: 70 31-242.
E-Mail: info@schmidt-roemhild.de

Anzeigenredaktion (V.i.S.d.P): C. Kermel, E-Mail: ckermel@schmidt-roemhild.com, Telefon: (0451) 70 31-279, Fax: (0451) 70 31-280.

ISSN 0344-5216 · © 2015

**SCHMIDT
RÖMHILD** DEUTSCHLANDS
ÄLTESTES
VERLAGS- UND
DRUCKHAUS